

„Ein Ort, wo man gut alt werden kann“

Das Wohnen in einer Hausgemeinschaft 60+
aus der Sicht der Bewohnenden

GEO 511 Masterarbeit
Geographisches Institut der Universität Zürich

von

Kathrin Isabelle Honegger

E-Mail: kathrinisabelle.honegger@uzh.ch

Matr.-Nr.: 08-712-796

Betreuung: Dr. Karin Schwiter
E-Mail: karin.schwiter@geo.uzh.ch
Adresse: Wirtschaftsgeographie, Geographisches Institut Universität Zürich-Irchel,
Winterthurerstr. 190, CH-8057 Zürich

Dr. Andrea Ch. Kofler
E-Mail: andrea.kofler@zhaw.ch
Adresse: ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, Life Sciences
und Facility Management, Institut für Facility Management,
Grüntal, Postfach 335, CH-8820 Wädenswil

Fakultätsvertretung: Prof. Dr. Christian Berndt

Zürich, 31. Januar 2014

Vorwort

Die vorliegende Arbeit ist im Rahmen meines Masterstudiengangs in Geographie an der Universität Zürich entstanden.

Die Themenwahl für diese Arbeit entwickelte sich aus meinem anfänglich allgemeinen Interesse am Prozess der demographischen Alterung und den damit verbundenen gegenwärtigen und künftigen Herausforderungen. Als ich mich intensiver mit der Thematik auseinanderzusetzen begann, stolperte ich über Schlagzeilen wie „Die Babyboomer müssen schauen, wo sie bleiben“ (Holthuizen et al., 2007), „Schlichtweg zu viele Senioren“ (Kircher, 2012), „Es fehlen Alterswohnungen“ (Bargagna, 2012), „Genossenschaft für den Lebensabend“ (Manz, 2012) und „Bürgerinitiierte Bauvorhaben als Chance für Alterswohnpolitik“ (Widmer & Koch, 2013), worauf für mich feststand, mich während des mehrmonatigen Masterarbeitsprozesses mit dem augenscheinlichen Brennpunkt „Wohnen im Alter“ beschäftigen zu wollen.

In dieser Arbeit richtet sich der Fokus nun auf eine neuere und zukunftsweisende Art von „Wohnen im Alter“, welche am konkreten Beispiel eines in der deutschsprachigen Schweiz realisierten Wohnprojekts näher aufgezeigt ist.

Dank

*Der hat am besten für die Zukunft gesorgt,
der für die Gegenwart sorgt.*

Franz Kafka

Ich möchte mich herzlich bei all jenen Personen bedanken, die zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen haben und mich mit kritischen Anregungen und hilfreichen Tipps unterstützt haben.

Im Besonderen richtet sich mein Dank an meine InterviewpartnerInnen, die mir in den Gesprächen mit einer bewundernswerten Offenheit entgegengekommen sind und mir sehr persönliche Einblicke in ihr Leben gewährt haben: Vielen Dank für Ihre Zeit, Ihr Vertrauen und die feinen Erfrischungen und kleinen Stärkungen für zwischendurch! Es waren für mich sehr spannende und lehrreiche Begegnungen, an die ich mich gerne zurückerinnern werde.

Ich danke Frau Heidy Strub, Bewohnerin der Wohngenossenschaft Pestalozzi (WGP) in Muttenz, für ihre Auskünfte und die Einblicke, die ich vor Ort gewinnen durfte. Der Besuch in der WGP veranschaulichte mir ein weiteres spannendes Beispiel des hausgemeinschaftlichen Wohnens.

Daneben möchte ich mich besonders bei meinen beiden Betreuungspersonen Frau Dr. Karin Schwiter und Frau Dr. Andrea Ch. Kofler bedanken, die mir während des gesamten Arbeitsprozesses kompetent zur Seite gestanden haben.

Zusammenfassung

In dieser Masterarbeit geht es um eine zukunftsweisende Art des Wohnens wie sie im Zuge der demographischen Alterung vermehrt anzutreffen ist. Am Einzelbeschrieb einer in der deutschsprachigen Schweiz existierenden Hausgemeinschaft 60+ wird das Wohnen von einer Gruppe von Menschen nähergebracht, die sich als VertreterInnen der sogenannten *Babyboom*-Generationen für das Wohnen in einer Gemeinschaft entschieden haben. Die Absicht dieser Arbeit ist, das hausgemeinschaftliche Wohnen aus der Sichtweise der Bewohnenden darzustellen und einen fundierten Beitrag zum bislang wenig untersuchten Forschungsfeld von privatinitiierten gemeinschaftlichen Wohnformen für ältere Personen zu leisten.

Ausgehend von einem sozialräumlichen Raumverständnis wird die Hausgemeinschaft in dieser Arbeit als ein Ort im Sinne eines komplexen Beziehungsgefüges angesehen, der aus dem fortlaufenden Prozess der sozio-räumlichen Anordnungspraxis seiner Hauptprotagonisten (den Bewohnenden) hervorgeht. Das Untersuchungsinteresse gilt dem „Geographie-Machen“¹ der betreffenden BewohnerInnen. Der Schwerpunkt liegt hierbei auf der kleinen Minderheit von privatinitiierten Wohnprojekten, die von einem Teil der Bewohnerschaft im Hinblick auf das Wohnen im Alter initiiert worden sind und vom gängigen institutionellen Charakter des gemeinschaftlichen Wohnens (in einem Alters- oder Pflegeheim) abweichen. Die relativ offen formulierte Forschungsfrage setzt an der subjektiven Wahrnehmung der einzelnen BewohnerInnen an und lautet: „Wie erleben die BewohnerInnen einer bewohnerinitiierten Altershausgemeinschaft ihre Wohnsituation?“ Zur Beantwortung der Forschungsfrage wurden elf Leitfadeninterviews nach Helfferich (2011:178-192) durchgeführt, die sich auf dieselbe Altershausgemeinschaft beziehen. Bei zehn der befragten Personen handelt es sich um BewohnerInnen dieser Altershausgemeinschaft. Eine weitere Person wurde als „Expertin“ ergänzend hinzugezogen, da sie in ihrer Funktion als projektbegleitende Vertreterin der Trägerschaft eng mit der untersuchten Altershausgemeinschaft zu tun hat.

Für die Datenerhebung wurde der Leitfaden für die Einzelinterviews so gestaltet, dass ein freies Erzählen der zu interviewenden Personen bei gleichzeitiger Strukturierungsmöglichkeit auf Seiten der interviewenden Person möglich war. Der chronologisch gewählte Aufbau des Leitfadens erlaubte es, die individuellen Perspektiven auf die Wohnsituation im Rahmen eines natürlichen Erzählflusses zu generieren und liess eine gute Vergleichbarkeit der Interviews zu. Die Auswertung erfolgte mittels thematischen Kodierens nach Flick (2007:402-409). Es liessen sich sechs thematische Schwerpunkte festlegen, die das Wohnen in der Hausgemeinschaft näher charak-

¹ nach dem Verständnis von Benno Werlens handlungszentriertem Paradigma (vgl. Werlen, 2010a:44).

terisieren und im Darstellungsteil dieser Arbeit in verschiedenen Subkategorien näher erläutert sind. Die Schwerpunktthemen entsprechen den Hauptkategorien, die sich im Laufe des Kodierungsprozesses abgezeichnet hatten. Sie zeigen, welche Aspekte für das Wohnen in der Hausgemeinschaft für die Bewohnenden von Bedeutung sind und wie sie von ihnen unterschiedlich aufgefasst werden. Dazu gehören (1) der Zugang zur Wohnform und der Weg ins Projekt, (2) das persönliche Motiv für das Wohnen in der Hausgemeinschaft, (3) die Erlebnisse während der Entstehung der Hausgemeinschaft, (4) die Beschreibung der Wohnsituation, (5) die Beurteilung des gemeinschaftlichen Zusammenlebens und (6) die Zufriedenheit mit der Wohnsituation. Die an die Darstellung anknüpfende Diskussion beleuchtet die erhaltenen Resultate im Kontext des aktuellen Forschungsstands.

Es lässt sich festhalten, dass die Altershausgemeinschaft von ihren BewohnerInnen als ein komplexes Gefüge sozialer Beziehungen wahrgenommen wird. Das Wohnen in der untersuchten Hausgemeinschaft wird zudem als eine durchaus gewöhnliche Art des Wohnens interpretiert, die gewisse Erwartungen, Verpflichtungen und Vorzüge mit sich bringt. Ebenso zeigte sich, dass die befragten BewohnerInnen ihre Hausgemeinschaft nicht als eine Gemeinschaft, sondern vielmehr als ein Konglomerat mehrerer kleinerer Gemeinschaften bezeichnen. Das Thema „Alter“ tritt angesichts der verschiedenen (herausfordernden) Aspekte des Wohnalltags in den Hintergrund. Das absolute Lebensalter, das sich in der befragten Gruppe von Anfang 60ig bis Ende 70 erstreckt, stellt für die befragten *Babyboomer* eher eine nebensächliche Erscheinung dar und wird im Sinne von „alt werden“ und weniger von „alt sein“ verstanden. Das Bild des eigenen Alters wird von einigen der befragten BewohnerInnen deutlich mit dem Altersbild der dynamischen „jungen Alten“ in Verbindung gebracht. Die Wohnsituation in der Hausgemeinschaft wird von den als defizitär erachteten Lebensumständen hochaltriger Personen abgegrenzt geschildert. Unter den zwei Gesichtspunkten, dass die Hausgemeinschaft privatinitiiert ist und sich die heutige Bewohnerschaft über einen mehrjährigen Zeitraum zusammengefunden hat, ergeben sich für die einzelnen BewohnerInnen unterschiedliche Chancen und Herausforderungen bezüglich der eigenen Partizipationsmöglichkeit. Die Bewohnerschaft lässt sich demzufolge auf drei Rollenbilder aufteilen, welche (1) die InitiatorInnen, (2) die Mitglieder der Kerngruppe und (3) die NachzüglerInnen umfasst. Auf der gemeinschaftlichen Ebene beispielsweise sehen sich die BewohnerInnen Herausforderungen wie Heterogenität, Integration, Konfliktfähigkeit, Toleranz, Rollenzuweisung und unterschiedlich hohen Erwartungshaltungen gegenüber. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die BewohnerInnen aufgrund der noch als relativ jung eingestuften gemeinschaftlichen Wohnerschaft ihre Wohnsituation als turbulent und verbesserungsfähig erleben. Diese vorliegende Arbeit bildet daher eine Momentaufnahme einer noch

in den (Wohn-)Anfängen stehenden Altershausgemeinschaft. Inwiefern sich das Wohnen längerfristig bewährt, kann mit der durchgeführten Untersuchung nicht prognostiziert werden. Sie zeigt jedoch anschaulich die Probleme auf, die an verschiedenen Stellen auftauchen können, insbesondere, wenn durch eine Eigeninitiierung das Engagement und die damit einhergehenden Erwartungen der Bewohnenden allgemein hoch liegen. Gesamthaft betrachtet vermag die Hausgemeinschaft die Wohnbedürfnisse der BewohnerInnen zu befriedigen und dem Wunsch nach der Vereinbarkeit von Gemeinschaft und Individualität nachzukommen.

Der Aufbau der vorliegenden Arbeit gliedert sich in eine zuerst folgende Einleitung in das breite Themenfeld „Wohnen im Alter“ und die Relevanz des gemeinschaftlichen Wohnens. Darin enthalten sind Ausführungen zum aktuellen Stand der Forschung (Kap. 1.1) und zur daraus abgeleiteten Fragestellung (Kap. 1.2). In Kapitel 2 folgt die konzeptionelle und theoretische Verortung dieser Arbeit. Kapitel 3 ist dem methodischen Vorgehen gewidmet und Kapitel 4 beinhaltet die Darstellung der Untersuchungsergebnisse. Kapitel 5 umfasst die Diskussion dieser Ergebnisse und die Beantwortung der Forschungsfrage. Im abschliessenden Kapitel 6 sind die wesentlichen Schlussfolgerungen und das Schlusswort dieser Arbeit aufgeführt. Desweiteren befinden sich im Anhang dieser Arbeit der verwendete Interviewleitfaden für das Einzelinterview mit den BewohnerInnen, das angewandte Kodierungsschema bei der Datenauswertung und die erforderliche persönliche Erklärung.

Inhalt

1	Einleitung.....	1
1.1	Stand der Forschung.....	4
1.2	Fragestellung.....	7
2	Konzeptionelle und theoretische Verortung.....	8
2.1	Alter(n) als Prozess.....	8
2.2	Die Hausgemeinschaft als sozio-räumliche Anordnungspraxis.....	9
2.2.1	Handlungszentriertes Raumverständnis.....	9
2.2.2	<i>Aging in place / community</i> - der Ort „Hausgemeinschaft“.....	10
3	Methodisches Vorgehen.....	13
3.1	Datenerhebung.....	13
3.1.1	Sampling und Datenzugang.....	15
3.1.2	Transkription.....	16
3.2	Datenauswertung.....	17
3.3	Der Umgang mit den Daten - ethische Aspekte.....	19
4	Darstellung der Untersuchungsergebnisse.....	21
4.1	Zugang zur Wohnform und der Weg ins Projekt.....	21
4.2	Das Motiv.....	23
4.2.1	Nicht alleine alt werden.....	23
4.2.2	Zusammen mit andern und trotzdem selbständig.....	25
4.2.3	Zu jung fürs Altersheim.....	26
4.2.4	Entlastung.....	27
4.2.5	Passende Gelegenheit.....	28
4.2.6	Pragmatische Überlegungen und schwierige Lebensereignisse.....	30
4.3	Von der Entstehung der Hausgemeinschaft.....	32
4.3.1	Ideen und Vorstellungen teilen - spannend aber stressig.....	32
4.3.2	Mitsprache beim Bau.....	35

4.3.3	Problematik der Nachzügler	36
4.4	Beschreibung der Wohnsituation	38
4.4.1	Der Wohnalltag	39
	Organisation - „Ämtli“ und regelmässige Haussitzungen	39
	Benutzung der Gemeinschaftsräume	42
	Gemeinsame Aktivitäten	43
4.4.2	Soziale Vernetzung ausserhalb der Bewohnerschaft	44
	Freundes- und Bekanntenkreis im Wohnort	44
	Nachbarschaftsverhältnisse in der Wohnumgebung	45
	Vernetzung über die Wohnortsgrenze hinaus	45
4.4.3	Stellenwert der Hausgemeinschaft im eigenen Beziehungsnetz.....	46
4.5	Beurteilung des gemeinschaftlichen Zusammenlebens	47
4.5.1	Positiv bewertete Aspekte.....	47
	Füreinander da sein.....	48
	Gesprächsmöglichkeiten	48
	Sicherheitsgefühl.....	49
4.5.2	Reibungspunkte und Störfaktoren	50
	Unterschiedliche Auffassung von Ordnung	50
	Empfindlichkeit	51
4.5.3	Problembegünstigende Aspekte	52
	Unterschiedlich hohe Erwartungen.....	52
	Ab- und Ausgrenzung	53
	Nähe	54
4.5.4	Der Umgang mit Problemen	55
	... auf der gemeinschaftlichen Ebene	56
	... auf der persönlichen Ebene.....	56
4.6	Zufriedenheit mit der Wohnsituation	57
4.6.1	Im Allgemeinen	57

4.6.2	Baulich und die Wohnung betreffend	58
4.6.3	Mit der Wohnumgebung.....	58
5	Diskussion und Beantwortung der Forschungsfrage	61
5.1	Die Hausgemeinschaft - ein komplexes Gefüge sozialer Beziehungen	61
	Im Spannungsfeld zwischen Individualismus und Gemeinschaft?.....	62
5.1.1	Eine gewöhnliche Art des Wohnens mit spezifischen Vorteilen.....	62
5.1.2	Eine Gemeinschaft mehrerer Gemeinschaften	63
5.2	Alter(n) als ein relationaler Differenzierungsprozess.....	64
5.3	Chancen und Herausforderungen aus projektbezogener Perspektive	67
6	Schlussfolgerungen.....	70
6.1	Jung, unerfahren und verbesserungsfähig.....	70
6.2	Reflexion des methodischen Vorgehens.....	72
6.3	Ausblick und Schlusswort	73
	Literatur.....	75
	Anhang 1: Interviewleitfaden	81
	Anhang 2: Kodierungsschema	84
	Anhang 3: Persönliche Erklärung.....	85
Abbildungen		
	Abb. 1: Die Hausgemeinschaft als sozio-räumliche Anordnungspraxis	12
	Abb. 2: Schrittweise zur Vergleichbarkeit - Das mehrstufige Analyseverfahren des thematischen Kodierens	18
	Abb. 3: Entstehungsverlauf der Hausgemeinschaft mit Partizipationseintritt der interviewten BewohnerInnen	32
	Abb. 4: Die InitiatorInnen im Zentrum zwischen Akteursgruppen	33
	Abb. 5: Charakteristika der Hausgemeinschaft aus der Sicht ihrer BewohnerInnen - ein Selbstbeschrieb	38
	Abb. 6: Meinungen zur Gesamtzufriedenheit mit der Wohnsituation	57
Tabellen		
	Tab. 1: Verwendete Transkriptionscodes.....	17
	Tab. 2: Ausstattung und Nutzungszweck der gemeinschaftlich genutzten Räume	42
	Tab. 3: Chancen und Herausforderungen der bewohnerinitiierten Hausgemeinschaft auf der individuellen und gemeinschaftlichen Ebene in Bezug auf die Partizipationsmöglichkeit im Entstehungsprozess	67

Zitat Titelseite: „Ein Ort, wo man gut alt werden kann.“ (B8)

1 Einleitung

Die Schweizer Bevölkerung wächst und altert: Im Jahr 2012 wurde erstmals die 8-Millionen-EinwohnerInnen-Marke überschritten und die durchschnittliche Lebenserwartung liegt heute bei über 80 Jahren (BFS, 2012; BFS, 2013a). Insbesondere aufgrund der steigenden Lebenserwartung in den letzten sechs Jahrzehnten und der Zuwanderung hat sich die Wachstumsrate der Schweizer Wohnbevölkerung relativ konstant bei etwas über einem Prozent eingependelt (BFS, 2010:7). Über diesen Zeitraum ist aber nicht nur ein Anstieg beim effektiven Alter zu beobachten, sondern auch eine wechselnde Grössenordnung der verschiedenen Altersklassen. Die Altersstruktur der Schweiz zeigt, dass die Altersgruppe der unter 19-jährigen seit den 60er Jahren bis heute mit rund zehn Prozent erheblich abgenommen hat, während die darüber liegenden Altersgruppen einen steten Zuwachs erfahren haben (BFS, 2010:7). Wie andere europäische Länder ist die Schweiz mit einer kontinuierlichen Alterung ihrer Wohnbevölkerung konfrontiert (BFS, 2009:12). Der Zuwachs in diesen älteren Altersgruppen geschieht zudem relativ schnell. Die Rede ist von einer sogenannten beschleunigten demografischen Alterung, die sich vornehmlich als Konsequenz aus der steigenden Lebenserwartung und den Folgewirkungen des gegenwärtigen Altersaufbaus abzeichnet, in dem die *Babyboom*-Generationen² nach wie vor dominieren (BFS, 2013b). Die in den 1960er Jahren geborenen Jahrgänge repräsentieren derzeit den zahlenmässig grössten Anteil der Wohnbevölkerung und gemäss den aktuellsten Szenarien zur Bevölkerungsentwicklung der Schweiz, wird die Zahl der Personen im Ruhestandsalter in den kommenden fünf Jahrzehnten immer schneller wachsen (BFS, 2009:12; BFS, 2013b). Alleine vom Jahr 2010 ausgehend, in dem der Anteil der 65-Jährigen und Älteren rund 17 Prozent betrug, erfolgt beispielsweise nach mittlerem Szenario eine Erhöhung auf 28,3 Prozent bis ins Jahr 2060 (BFS, 2010:77). Das Verhältnis der 65-Jährigen und Älteren Personen zu den 20 bis 64-jährigen Personen erhöht sich im gleichen Zeitraum um fast das Doppelte (BFS, 2010:77).

Der Trend einer alternden Bevölkerung wird sich in den kommenden Jahrzehnten dementsprechend verstärken und für gewisse Problematiken eine zusätzliche Schwierigkeit darstellen. Im Gesundheitswesen oder auf dem Arbeitsmarkt macht sich dies bereits heute mit der zunehmenden Zahl von Menschen mit chronischen Krankheiten und der Finanzierungsproblematik der Altersvorsorge bemerkbar (BAG, 2013:5; BSV, 2013). Die Wohn- und Siedlungsstruktur werden ebenfalls verstärkt den Einflüssen der demographischen Alterung ausgesetzt sein.

² Die Bezeichnung *Babyboom*-Generationen steht für die geburtenstarken Jahrgänge zwischen 1940 und 1965 (Wanner et al., 2005:32).

Es ist hierbei allerdings zu berücksichtigen, dass sich demographische Prozesse immer in Wechselwirkung mit gleichzeitig ablaufenden gesellschaftlichen Veränderungen vollziehen (Höpflinger, 2009:21). Das Altern ist sowohl demographisch wie auch gesellschaftlich geprägt und befindet sich in mehrfacher Hinsicht im Wandel: Mit den älter werdenden *Babyboom*-Generationen erreichen neue Generationen mit neuen Wohnbedürfnissen ein höheres Lebensalter, so dass sich neue Modelle und Formen des Alterns etablieren (Höpflinger, 2009:21). „Es sind Generationen, die andere Bildungs-, Lebens- und Freizeitinteressen aufweisen als frühere Generationen, was sich auf die Wohnbedürfnisse auswirkt“ (Höpflinger, 2009:21). Die Lebenskonzepte der *Babyboomer* sind vielfältig und kommen auch im Alter zum Ausdruck (Zimmerli & Vogel, 2012:1;90). Die differenzierteren Lebenskonzepte sind die Folge der Pluralisierung der Familienformen und Beziehungsmustern sowie veränderten beruflichen Laufbahnen (Zimmerli & Vogel, 2012:2). Im Gegensatz zu älteren Generationen, in denen stark ausgeprägte Rollenvorstellungen vorherrschten, weisen die *Babyboomer* individuellere und weniger statusabhängige Lebensläufe auf und leben häufiger ledig, getrennt oder geschieden (Zimmerli & Vogel, 2012:10;22).

Das Wohnangebot für ältere Menschen hat sich in den letzten Jahren ausdifferenziert (vgl. Höpflinger, 2009; Jann, 2012). Die klassische Zweiteilung von „Daheim oder im Heim“ schwindet zusehends und die Grenzen zwischen den verschiedenen Wohnformen werden immer fließender (Höpflinger, 2009:141; Thomas, 2012:215). Der gegenwärtige Konsens lautet „ambulant vor stationär“ (Weiss, 2012:18). Der Eintritt in eine institutionelle Wohnform (wie dem Alters- oder Pflegeheim) erfolgt dementsprechend in einem höheren Alter oder gar nicht mehr (Widmer et al., 2013:5).

Je älter man wird, desto wichtiger wird eine Wohnumwelt, die auf körperliche Einbußen des Alterns Rücksicht nimmt (Höpflinger, 2010). Obwohl ältere Menschen insgesamt eine immer längere, behinderungsfreie Zeit erleben können, sind die letzten Lebensjahre oft von krankheits- oder behinderungsbedingten körperlichen Beschwerden begleitet (Bohn, 2010:6). Es besteht daher ein Bedarf an Wohnraum, der sich an die verändernden Lebensumstände anpassen lässt und den altersbedingten Einschränkungen gerecht wird (Buckner et al., 2013:124). Als eine der wichtigsten Voraussetzungen für ein möglichst langes selbstständiges Wohnen gilt eine von Hindernissen befreite Wohnumgebung (vgl. Bohn, 2008). Die Ansprüche einer solchen Barrierefreiheit richten sich vor allem an die baulichen und die architektonischen Gegebenheiten. Als barrierefrei wird diesbezüglich speziell die Rollstuhlgängigkeit genannt, welche voraussetzt, dass der Wohnraum stufenlos gebaut ist und mit ausreichenden Durchgangsbreiten sowie genügend

grossen Bewegungsflächen ausgestattet ist (Hanak, 2006). Mit rein materiellen Infrastrukturmassnahmen können die Wohnbedürfnisse älterer Menschen allerdings nicht abgedeckt werden. Dem Wohnraum wird weit mehr Bedeutung zugemessen, als dass er auf die reine Funktion der Unterkunft reduziert werden könnte (Pynoos, 2007:710; vgl. Wiles et al., 2009; Scharlach & Lehning, 2013). Erst durch den Aspekt der sozialen Eingebundenheit kann etwa die Zugänglichkeit und die Nutzbarkeit von Unterstützungsleistungen wie z.B. sozialen, hauswirtschaftlichen und pflegerischen Angeboten ermöglicht werden (Jann, 2012:30). Da die Mehrheit der Bevölkerung so lange wie möglich in den eigenen vier Wänden wohnen bleiben möchte, werden altersgerechte Wohnanpassungen im bisherigen Zuhause gegenüber einem Umzug in einen neuen, speziell altersorientierten Wohnraum bevorzugt (Pynoos, 2007:711; Höpflinger, 2009:195; Zimmermann-Sloutskis et al., 2012:33; Seifert & Schelling, 2013). Eine hohe Lebenserwartung und der gleichzeitige Gewinn an beschwerdefreien Lebensjahren führen zu einer längeren Dauer des individuell beanspruchten Wohnraums und zu einer grösseren Anzahl von Kleinhaushalten (Zimmerli & Vogel, 2012:9). Es stellt sich deshalb die Frage, wie der weiterhin steigenden Nachfrage nach altersgerechtem Wohnraum - unter der Berücksichtigung der Lebensentwürfe der *Babyboom*-Generationen - nachgekommen werden kann. Wer heute in Pension geht, hat noch gut 20 bis 30 Lebensjahre vor sich. Die Voraussetzungen, diese aktiv zu nutzen und sich eventuell etwas Neues zu schaffen, waren noch nie so gut wie heute (Frick et al., 2013:9).

Diese Masterarbeit zeigt an einem Einzelprojekt, wie die Wohnform für ein selbstbestimmtes Wohnen im Alter gestaltet sein kann, wenn die Initiative für die Projektentwicklung von den BewohnerInnen gleich selber aktiv übernommen worden ist. Das Wohnen in einer dieser (neuen) Alterswohnformen wird im Nachfolgenden an einer ausgewählten bewohnerinitiierten Hausgemeinschaft vorgestellt und aus der Sicht der BewohnerInnen aufgezeigt. Der Aufbau der vorliegenden Arbeit gliedert sich insgesamt in mehrere Schwerpunktbereiche. Als erstes schliesst nachfolgend die weiterführende Einleitung ins Thema bezüglich aktuellem Stand der Forschung und der daraus abgeleiteten Fragestellung an. Das darauffolgende konzept- und theoriebezogene Kapitel dient der Erläuterung dazu, aus welchem Verständnis heraus das Thema von Seiten der Forschung angegangen wird. Es folgen Abschnitte zur angewandten Methode und Darstellung der generierten Daten. Abschliessend folgt ein Diskussionsmoment und zuletzt sind die wichtigsten Erkenntnisse in den Schlussfolgerungen nochmals festgehalten.

1.1 Stand der Forschung

Das Thema Wohnen im Alter führt mit den Begriffen „Wohnen“ und „Alter“ zwei an und für sich eigenständige Themenbereiche zusammen, aus deren Kombination sich ein weiteres, eigenes Forschungsfeld auftut. Beim Betrachten der bestehenden Studien in diesem kombinierten Forschungsfeld fällt auf, dass das Wohnen im Alter häufig aus einer dieser beiden Richtungen angenähert und aufgegriffen wird. Zum einen sind dies Forschungsarbeiten, die vom individuellen Prozess des Alterns ausgehend, die Merkmale und Bedürfnisse der älteren Wohnbevölkerung bezüglich Wohnbedingungen untersuchen (vgl. Schneider-Sliwa, 2004; Höpflinger, 2009). Zum anderen handelt es sich um Studien, die eher von der Raumstruktur ausgehend, die Beziehung zwischen Regional-, Stadt- resp. Quartiersentwicklung und der alternden Wohnbevölkerung (vgl. Schnur & Markus, 2010; Kramer & Pfaffenbach, o.J.) untersuchen. Peter (2009:221) benennt die Kombination dieser räumlichen und sozialen Dimensionen der demographischen Alterung als „raumbezogene Altersforschung“ für die eine multi- und interdisziplinäre Herangehensweise notwendig ist. Auf der räumlichen Seite gelte es, die gerontologische Perspektive stärker zu berücksichtigen und auf der Seite der Altersforschung, aktuelle Raumentwicklungstendenzen einzubeziehen (Peter, 2009:222). Wissenschaftliche Beiträge zum Thema Wohnen im Alter gliedert Peter (2009:222) in die Schnittmenge von Raum- und Altersforschung ein und spricht von der sogenannten „Gerontologischen Wohnforschung“. Zu dieser Interdisziplinarität trägt ebenso die Geographie bei, welche nach Andrews et al. (2007) eine von zahlreichen Disziplinen ist, die sich an der gerontologischen Arbeit beteiligt. In der Literatur taucht diese disziplinäre Verschmelzung unter der Benennung „Geographische Gerontologie“ auf, wobei laut Whittington (2009:440) gerontologische Probleme noch relativ selten aus der Perspektive der Fachrichtung Geographie beleuchtet werden.

Das Wohnen gewinnt im Alter verstärkt an Bedeutung. Voges & Zinke (2010:301;305) beschreiben, dass insbesondere das weitgehend selbstständige Wohnen für die Lebenslage von Älteren essentiell ist, da mit zunehmendem Alter mehr Zeit im unmittelbaren Wohnbereich verbracht wird: Durchschnittlich verbringen Ältere pro Tag weniger als drei Stunden ausserhalb der Wohnung. Die Wohnung wird zum Lebensmittelpunkt, so dass in Bezug auf den Alltag von einem Wohnalltag die Rede ist (Voges & Zinke, 2010:301). Die eigenen vier Wände und die unmittelbare Umgebung werden zu den wichtigsten sozialräumlichen Kontexten und die Bereitschaft zum Wohnsitzwechsel sinkt (Voges & Zinke, 2010:305-306). Wie Zimmermann-Sloutskis et al. (2012:62) aus ihrer Studie folgern, ist der Umstand Zuhause wohnen zu können ein gewichtiger Faktor, wie ältere Personen ihre Lebensqualität beurteilen.

In der nachfamiliären Phase und/ oder nach dem Verlust des Partners/ der Partnerin nimmt bei älteren Personen die Haushaltsgrösse ab, wohingegen die Wohnfläche, die eine Person im Alter zur Verfügung steht, steigt (Wanner et al., 2005:132; Voges & Zinke, 2010:303). Die Haushaltsgrösse älterer Menschen hat sich in den letzten Jahrzehnten vermehrt reduziert, so dass mehr ältere Personen alleine leben. Die zahlenmässige Zunahme von Paar- oder Einpersonenhaushalten ab dem 50. Lebensjahr widerspiegelt nach Wanner et al. (2005:131) das Bedürfnis nach Selbstständigkeit. Eigenverantwortung und Selbständigkeit sind für die *Babyboom*-Generationen wichtige Faktoren für das eigene Wohlbefinden (Wanner et al., 2005:133). Das aktive und selbständige Leben im Alter beruht für diese Generationen auf den prosperierenden wirtschaftlichen Bedingungen während ihres Erwerbslebens. Ob künftige ältere Generationen eine ähnlich positive Ausgangslage haben werden, bleibt fraglich (Wanner et al., 2005:135). Laut Höpflinger (2012:23) hängt diese Singularisierung des Alters ebenso mit einer verbesserten wirtschaftlichen und sozialen Selbständigkeit sowie einer verstärkten Individualisierung zusammen. In den *Babyboom*-Generationen seien allerdings ebenso Trends zu beobachten, die dieser Singularisierungstendenz entgegenwirken und so den gemeinschaftlichen Wohnformen einen Aufschwung verleihen (Höpflinger, 2012). Höpflinger (2012:25) begründet dies damit, dass ältere Menschen verstärkt den Wunsch haben, ihre eigene Selbständigkeit und Individualität um gemeinschaftliche Beziehungen und gegenseitige Unterstützung zu ergänzen, die über unverbindliche Nachbarschaftskontakte hinausgehen.

Familiäre Unterstützungsstrukturen fallen im Alter aufgrund der steigenden Zahl der Pensionierten ohne Kinder und jener, die alleine oder nur mit einem Partner/ einer Partnerin leben (BFS, 2008:5), häufiger weg. Nachbarschaftsnetze werden deswegen immer wichtiger (Wanner et al., 2005:135-136). Fachleute bekräftigen, dass das soziale Umfeld ein wichtiger Bestandteil eines gesunden und zufriedenen Älterwerdens ist und dass die soziale Eingebundenheit ein längeres selbständiges Leben ermöglicht (vgl. Cannuscio et al., 2003; Scharlach & Lehning, 2013). Durch das gemeinschaftliche Altern in Wohnformen wie z.B. der Hausgemeinschaft ergeben sich gemäss Glass & Vander Plaats (2013) verschiedene Vorteile für ältere Leute wie gegenseitige Unterstützung, erhöhte Akzeptanz des Alterns, höheres Sicherheitsgefühl und weniger Sorgen über eine soziale Isolation.

Gemeinschaftliche Wohnformen werden von älteren Leuten heutzutage jedoch relativ selten angestrebt. Obschon diese zwar an Attraktivität zulegen, wird das Wohnen in herkömmlichen Kleinhaushalten auch in naher Zukunft voraussichtlich weiterhin dominieren (Huber et al., 2008:78; Voges & Zinke, 2010:301-302; Höpflinger, 2012:23). Die innovativsten Alternativen zum Wohnen daheim bieten nach Huber et al. (2008:79) selbst organisierte Projekte für ge-

meinschaftliches Wohnen. In der Schweiz sind bislang einige dieser Wohnprojekte auf Onlineplattformen wie Zukunftswohnen-Netz³ oder Wohnform50plus⁴ dokumentiert. Wissenschaftliche Untersuchungen dazu gibt es allerdings wenige. Meist handelt es sich um Experteneinschätzungen (vgl. Höpflinger, 2009; Planer, 2010) oder Fallstudien (vgl. Widmer et al., 2013), die nicht direkt auf der Sicht der NutzerInnen resp. der älteren Menschen selbst basieren.

Als Basiswerk zum Wohnen im Alter in der deutschsprachigen Schweiz gilt der alle fünf Jahre veröffentlichte Age Report (vgl. Höpflinger, 2009). Aus dem aktuellsten Age Report (Höpflinger, 2009:154-155) geht hervor, dass die existierenden gemeinschaftlichen Wohnformen von und für ältere Menschen überwiegend als Hausgemeinschaft (d.h. private Wohnungen im gleichen Haus) organisiert sind. Auch in anderen westlichen Industrienationen gilt das *Cohousing* älterer Leute als die am stärksten boomende gemeinschaftliche Alterswohnform (vgl. Bamford, 2005; Thomas & Blanchard, 2009:15). *The Senior Cohousing Handbook* von Durrett (2009) bietet einen umfassenden Überblick über die verschiedenen Aspekte des gemeinschaftlichen Wohnens und greift dabei auf Erfahrungswerte von Bewohnenden und InitiatorInnen im nordamerikanischen Raum zurück (vgl. auch Durrett & McCamant, 2011). Der Begriff *Cohousing* umfasst allerdings häufig Wohnformen, die sich über ein Quartier mit mehreren Häusern erstrecken (*cohousing communities*⁵). Von Choi (2004) liegt eine Arbeit vor, die auf quantitative Weise die Wohnsituation von über 500 Bewohnenden verschiedener Alters-*Cohousing* Projekten in dem als Ursprungsland geltenden Dänemark (Bamford, 2005; vgl. Saup, 2007) und Schweden erfasst hat. Einige der darin enthaltenen Resultate sind in Kapitel 5 und 6 aufgegriffen. Eine wissenschaftliche Arbeit, in welcher die Meinungen von Bewohnenden verschiedener selbstinitiierten Altershausgemeinschaften qualitativ eruiert worden sind, wurde von Behrens & Brümmer (1997) verfasst. Behrens & Brümmer (1997) diskutieren die selbstinitiierte Hausgemeinschaft als Ausdruck veränderter sozialer Netzwerke sowie als Wohnform der „neuen Alten“ und als eine Form von Selbsthilfe. Neuere Arbeiten, die eine ähnliche Vorgehensweise speziell auf Schweizer Altershausgemeinschaften angewandt hätten, sind nicht bekannt. Es handelt sich hierbei vielmehr um Porträts, wie sie beispielsweise in Publikationen der Age Stiftung⁶ dokumentiert sind. Otto (2013) bezeichnet diesbezüglich den Forschungsstand zu gemeinschaftlichen Wohnformen in der Schweiz als „ausgesprochen lückenhaft“. In der Schweiz sind die bestehenden Altershausgemeinschaften erst in den letzten Jahren entstanden, weswegen man bisher wenig Erfahrung darüber hat, wie nachhaltig solche Gemeinschaften sind, wie sie mit dem Älterwerden ihrer

³ www.zukunftswohnen-netz.ch (Zugriff: 18.12.2013)

⁴ www.wohnform50plus.ch (Zugriff: 18.12.2013)

⁵ vgl. www.cohousing.org (Zugriff: 19.01.2014)

⁶ www.age-stiftung.ch/Partizipative-Wohnformen.266.0.html (Zugriff: 19.01.2014)

Bewohnerschaft umgehen oder wie sie nach der ersten Pionierphase neue BewohnerInnen finden und in die Gemeinschaft integrieren (Höpflinger, 2009:154-155).

1.2 Fragestellung

Vor dem Hintergrund der noch relativ unerforschten Wohnform einer Hausgemeinschaft wie sie heute zunehmend als (neue) Wohnform für ältere Personen in der Schweiz realisiert wird, leitet sich folgende Fragestellung ab:

Wie erleben die BewohnerInnen einer bewohnerinitiierten Altershausgemeinschaft ihre Wohnsituation?

Mit dieser relativ offenen Fragestellung wird eine explorative Herangehensweise beabsichtigt, um die BewohnerInnen möglichst selbst zu Wort kommen zu lassen. Die Erkenntnisse in dieser Arbeit sollen direkt über die BewohnerInnen gewonnen werden können, die als eigentliche ExpertInnen ihrer Lebensrealität angesehen werden. Mit dieser Arbeit wird entsprechend die epistemologische Grundhaltung der qualitativen Sozialforschung vertreten, die nach Rothfuss & Dörfler (2013:25) im Interaktionsprozess zwischen ForscherIn und Beforschten zum Ausdruck kommt.

Die obige Hauptfrage ist zusätzlich in die nachfolgenden Unterfragen aufgebrochen, welche vor allem zu Beginn des Forschungsverlaufes als Orientierungshilfen zur Erarbeitung der Datenerhebung dienen:

- *Wie definieren die BewohnerInnen ihre Hausgemeinschaft?*
- *Aus welchen Gründen wohnen sie in der Hausgemeinschaft?*
- *Welche Erwartungen knüpfen die BewohnerInnen an die Hausgemeinschaft?*
- *Wie thematisieren die BewohnerInnen den Aspekt des Alterns?*
- *Welche Vorteile sehen die BewohnerInnen in ihrer Wohnform?*
- *Welche Nachteile sehen die BewohnerInnen in ihrer Wohnform?*
- *Inwiefern erfüllt die Wohnsituation die Bedürfnisse der BewohnerInnen?*
- *Wie sieht der Wohnalltag der BewohnerInnen aus?*
- *Was macht für die BewohnerInnen ein selbstbestimmtes Wohnen im Alter aus?*
- *Welche Voraussetzungen gibt es aus Sicht der BewohnerInnen, damit das gemeinschaftliche Wohnen funktioniert?*

2 Konzeptionelle und theoretische Verortung

2.1 Alter(n) als Prozess

Das Alter(n) wird in dieser Arbeit generell als ein individuell ausgestalteter Prozess verstanden, in dem das effektive Alter eine untergeordnete Rolle spielt. Wie sich im Laufe der Untersuchung bestätigt hat, vermeiden ältere Personen die Bezeichnung „alt sein“ und sprechen dagegen vom „alt werden“.

„Altern ist keine von andern Lebensphasen abgetrennte Kategorie mehr, sondern grenzenlos. Es fängt an und hört nicht auf. Es gibt keine ritualisierten Übergänge mehr, vielmehr sind die Phasen «fluid» - sie sind fließend, gehen ineinander über. Die biographische Kontinuität macht Altern heterogen und individuell. Altern ist ein Prozess: Man wird zwar alt, aber man ist es nie“ (Frick et al., 2013:12).

Trotz dieses eigentlich höchst individuellen Alterungsprozesses wird in den westlichen Industriestaaten häufig die Unterscheidung zwischen einem dritten Alter (junge Alte) und einem vierten Alter (Hochaltrige) gemacht (Thomas, 2012:207). Die Kategorie der „jungen Alten“ oder auch „neuen Alten“ umschreibt jene Altersgruppe, die als zu alt für die Erwerbsarbeit gilt, sich gleichzeitig aber nach wie vor guter Gesundheit erfreut (Pichler, 2010:416). Es handelt sich dabei um ein positiv konnotiertes Altersbild, das ältere Personen als aktiv, engagiert, produktiv, erfolgreich und autonom darstellt und etwaiges Defizitäres und Abhängiges ausblendet und auf die „alten Alten“ projiziert (Pichler, 2010:416-424). In der Gruppe der „jungen Alten“ dominieren individualisierte Lebensstile in denen das absolute Alter als Determinante an Erklärungskraft verloren hat (Zimmerli & Vogel, 2012:10).

Obschon in dieser Arbeit keine eigentliche Differenzierung und Stereotypisierung beabsichtigt wird, ist die Konzipierung dieser Altersbilder zu berücksichtigen, da Alterswohnprojekte oft selber ihre BewohnerInnen mit dem Bild der „jungen Alten“ darstellen und/oder ansprechen wollen. In den Unterlagen zur untersuchten Hausgemeinschaft heisst es z.B., dass das Wohnen in der Hausgemeinschaft sich für Personen eignet, die selbständig und unabhängig leben sowie gut älter werden wollen. Zudem haben die interviewten BewohnerInnen in ihren Aussagen von gesellschaftlich geprägten Altersbildern Gebrauch gemacht und sich an Stereotypen bedient, um sich z.B. von Hochaltrigen abzugrenzen (vgl. Kap. 4.2.3).

2.2 Die Hausgemeinschaft als sozio-räumliche Anordnungspraxis

Die Wohnform der Hausgemeinschaft wird als eine eigene Form des gemeinschaftlichen Wohnens betrachtet, die zu anderen Formen wie z.B. der Wohngemeinschaft oder dem herkömmlichen privaten Wohnen durch Faktoren wie Autonomiegrad oder Organisationsform abgegrenzt wird (vgl. Höpflinger, 2009:142; Jann, 2012). Eine eindeutige Definition der Wohnform findet sich jedoch nicht, da es eine grosse Spannbreite gibt, wie die Altershausgemeinschaft in der Praxis umgesetzt werden kann. Höpflinger (2009:141-142) beschreibt, dass sich die (neuen) Wohnformen für ältere Menschen in einem Spannungsfeld verschiedener Hauptfunktionen bewegen. Ohne hier allerdings eingehender ein Kategoriensystem vorstellen zu wollen, sollen mit der nachfolgenden Charakterisierung von Saup (2007:18) die wesentlichen Merkmale einer Altershausgemeinschaft vorgestellt werden:

*„Hausgemeinschaften sind ein **freiwilliger Zusammenschluss** mehrerer Haushalte, der **räumlich-sozial strukturiert** ist. Sie zeichnen sich durch eine **Verbindlichkeit** des Zusammenlebens aus, die durch **gemeinsame Ziele, gemeinsame Aktivitäten und gegenseitige Unterstützung** entsteht. Der Wohnalltag geht über ein unverbindliches nachbarschaftliches Zusammenleben wie in einem herkömmlichen Mehrfamilienhaus hinaus. Die Bewohner erhoffen sich **gegenseitigen Nutzen und Alltagskontakte** und sind vielfach verbunden durch **gemeinsame Erfahrungen während der Projektentstehung**; auch hatten sie – je nach Projekt in unterschiedlichem Ausmass – Möglichkeiten, bei der Planung und der Realisation des Wohnprojekts **an Entscheidungen teilzuhaben**; zudem teilen sie sich auch Aufgaben bei der **(selbstverantwortlichen) Verwaltung des Wohnobjekts.**“⁷*

In dieser Beschreibung der Hausgemeinschaft rückt das Subjekt unverkennbar ins Zentrum. Die Existenz der Hausgemeinschaft wird auf das freiwillige individuelle Handeln des Subjekts zurückgeführt, das letztendlich einen Zusammenschluss mehrerer Individuen bewirkt, der durch gemeinsame Ziele, Aktivitäten, Aufgaben und Entscheidungen fortbesteht. In diesem Sinne ist es plausibel, die Hausgemeinschaft aus einem subjektbezogenen und handlungszentrierten Zugang zu untersuchen, der die sozialen wie auch räumlichen Aspekte einer Hausgemeinschaft berücksichtigt.

2.2.1 Handlungszentriertes Raumverständnis

Diese Arbeit orientiert sich an der handlungstheoretischen Raumkonzeption von Benno Werlen (vgl. Werlen, 2010a:44-47), der ein sozial konstituiertes Raumverständnis vorangeht (Rothfuss & Dörfler, 2013:9). Werlen (2010a:44) betrachtet das Handeln „[...] als menschliche Tätigkeit im Sinne eines intentionalen Aktes [...], bei dessen Konstitution sowohl sozial-kulturelle, subjektive

⁷ Die Hervorhebung einzelner Wörter ist nach eigener Darstellung gewählt und entspricht nicht der Originaldarstellung von Saup (2007:18).

wie auch physisch-materielle Komponenten bedeutsam sind.“ Der Raum wird gemäss den Handlungsabsichten des Benutzers/ der Benutzerin gestaltet, wobei die Rolle des Forschenden das Ziel hat, subjektive Bedeutungszusammenhänge sinnadäquat zu erfassen (Werlen, 2010a:163-164).

Neben der sozialen Dimension sind im Zusammenhang mit der Hausgemeinschaft auch das Physisch-Materielle und seine räumliche Ordnung von Bedeutung. Wie in der Beschreibung von Saup (2007:18) erwähnt, umfasst die Hausgemeinschaft ein materielles Wohnobjekt. Im Fall der untersuchten Hausgemeinschaft handelt es sich um einen Neubau, der eigens für das Wohnen in der Gemeinschaft konzipiert worden ist und in dem altersgerechte bauliche Massnahmen - wie in der Einleitung in Kapitel 1 erläutert - sowie ein Raumdesign zur Förderung der sozialen Interaktion umgesetzt worden sind (siehe Kap. 4.4.1 „Benutzung der Gemeinschaftsräume“). Das soziale Handeln steht in Relation mit physisch-materiellen Komponenten, welche in der Logik der traditionellen Sozialgeographie als räumlich beobachtbare Äusserungsform des Sozialen - und nicht als deren Ursache - verstanden werden (Werlen, 2010b:256-257). Räumliche Kontexte und Kontextualisierungen werden im handlungszentrierten Raumverständnis (vgl. Werlen 2010a; 2010b) nicht ausgeblendet (Rothfuss & Dörfler, 2013:26). „In subjektiver Perspektive stehen einerseits die Erfassung der subjektiven Sinnzusammenhänge des Handelns und andererseits die Herstellungsakte der räumlichen Anordnungsmuster im Vordergrund“ (Werlen, 2010a:169). Räumliche Anordnungsmuster sind als Folge menschlicher Handlungen zu verstehen: „Das heisst auch, dass man diese Folgen, als Indikatoren für die tatsächlich stattfindenden Handlungen interpretieren kann, unabhängig von dem, was die Handelnden selbst als ihre Intentionen betrachten mögen“ (Werlen, 2010a:169).

Ziel dieser Arbeit ist es nicht, die Wohnform der Hausgemeinschaft auf eine statische Behälterfunktion für die Handlungen ihrer BewohnerInnen zu reduzieren, sondern sie vielmehr als Bestandteil einer dynamischen Raumkonstitution zu analysieren (vgl. Abb. 1).

2.2.2 *Aging in place / community* - der Ort „Hausgemeinschaft“

Der Wohnalltag in einer Hausgemeinschaft ist geprägt von Beziehungen und Kontakten, welche die BewohnerInnen untereinander pflegen. Das Konzept *aging in place*, d.h. Zuhause alt werden, beinhaltet in seinem Gebrauch oft eine starke Bedeutungszuschreibung des Ortes (*place*) (vgl. Foote & Azaryahu, 2009). Beim Wohnen in einer Hausgemeinschaft liegt der Fokus hingegen stärker auf der zwischenmenschlichen Ebene resp. den sozialen Beziehungen, die durch die Gemeinschaft konstruiert werden und von Thomas & Blanchard (2009:17) mit dem Begriff *aging in community* bezeichnet wird: „The concept of aging in community is [...] as a useful suc-

cessor to the concept of aging in place because the former shifts the emphasis away from dwellings and toward relationships.“ Die Absicht dieser Arbeit ist, das Konzept *aging in place* mit der gemeinschaftlichen Gegebenheit der Hausgemeinschaft zusammenzuführen. Wie von Otto et al. (2012:177) treffend zusammengefasst, ergibt sich daraus die folgende Bezeichnung: „Im spät gewählten Zuhause wohnen bleiben können bis zuletzt“.

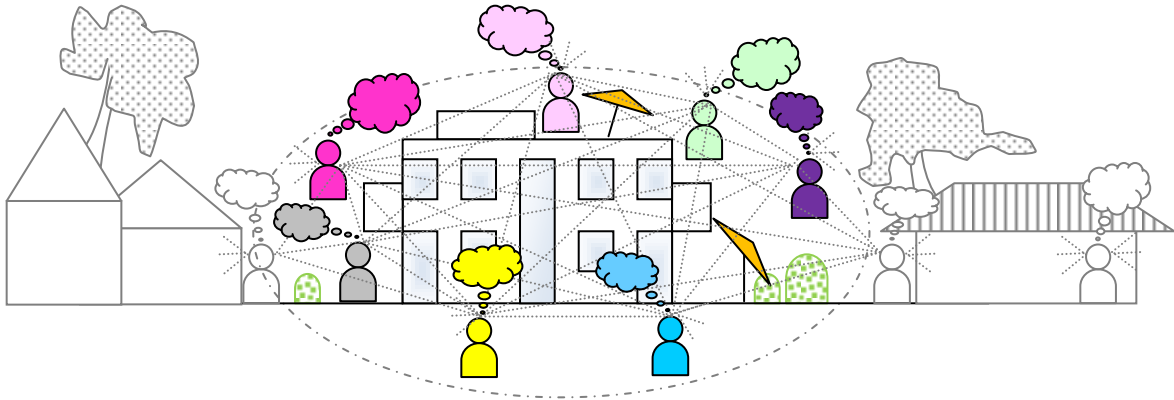
Unter *place* (Ort) wird in der Sozialgeographie - im weitesten Sinne - ein Konzept für komplexe räumliche Beziehungen verstanden: Ein Ort (*place*) ist ein Standort (*location*), dem durch alltägliche soziale Praktiken eine bestimmte Bedeutung zugeschrieben wird und der daneben ebenso eine materielle Struktur aufweist (Cresswell, 2009). Orte bilden demnach den Kontext des subjektiven Handelns und formen die Erfahrung sozialer Prozesse wie dem Älterwerden (Wiles, 2005:101). Die Hausgemeinschaft - gesehen als ein Ort (*place*) - ist also nicht nur ein dreidimensionales Gebäude, sondern (in den Worten von Valentine, 2001:63) eine Matrix sozialer Beziehungen.

Wiles (2005) fasst das geographisch-gerontologische Verständnis von *place* (Ort) in den folgenden Punkten zusammen:

- Orte sind Prozesse.
- Orte sind Gegenstand der permanenten Neuaushandlung.
- Orte werden von Individuen unterschiedlich erfahren und interpretiert.
- Orte sind Ausdruck einer gegenseitigen Konstitution: Orte strukturieren soziale (Macht-)Verhältnisse und soziale (Macht-)Verhältnisse formen Orte.
- Orte stehen immer in Wechselbeziehung mit anderen Orten (*at different scales, at different times*).
- Orte sind zugleich physisch-materiell, sozial und symbolisch.

In dieser Arbeit wird die Hausgemeinschaft als einen Ort thematisiert, wie die BewohnerInnen ihn wahrnehmen und erleben. Die Skizze in Abbildung 1 veranschaulicht modellhaft die physisch-materiellen, sozialen und symbolischen Aspekte des Ortes „Hausgemeinschaft“. Die eingefärbten Figuren stehen für die BewohnerInnen, die sich in gegenseitigen Wechselwirkungen untereinander aber auch mit Leuten ausserhalb der Bewohnerschaft und mit physisch-materiellen Dingen befinden. Die Hausgemeinschaft als Ort beeinflusst auf diese Weise den individuellen Prozess des Älterwerdens und das individuelle Älterwerden als sozialer Prozess beeinflusst gleichlaufend z.B. die materiellen Aspekte des Ortes durch ein altersgerechtes Raumdesign, was dann wiederum auf den Prozess des Älterwerdens einwirkt.

Abb. 1: Die Hausgemeinschaft als sozio-räumliche Anordnungspraxis



Quelle: Eigene Darstellung

3 Methodisches Vorgehen

Angesichts der subjektzentrierten und explorativ ausgelegten Fragestellung sowie der in Kapitel 2 geschilderten sozio-räumlichen Komplexität einer Hausgemeinschaft, ist das methodische Vorgehen dieser Arbeit an einem qualitativen Zugang zum Untersuchungsfeld „Hausgemeinschaft“ ausgerichtet. Der qualitative Forschungsansatz eignet sich gemäss Flick et al. (1995:193) immer dann, wenn sozialräumlich überschaubare Einheiten menschlichen Zusammenlebens ganzheitlich erfasst werden sollen. Mit Blick auf die Einheit „Hausgemeinschaft“ liegt der Absicht dieser Arbeit dieselbe Perspektive zugrunde. Qualitative Methoden eignen sich für eine differenzierte Untersuchung von Einzelfällen und ermöglichen detaillierte Auskünfte über Meinungen und Einstellungen zu gewinnen (Mattissek et al., 2013:35). Im Vergleich mit quantitativen Methoden erfolgt die Datenerhebung nicht oder kaum standardisiert und die Auswertung geschieht über interpretativ-verstehenden Verfahren (vgl. Mattissek et al., 2013:35).

Die Phase der Datenerhebung und die Phase der Datenauswertung haben sich - ähnlich wie im zirkulären Modell nach Flick (2005:73) - während des Forschungsablaufs dieser Masterarbeit wiederholt überschritten. Die Entscheidungsgrundlage für das weitere Vorgehen im Forschungsprozess gestaltete sich aus der Reflexion über das bereits erhobene und interpretierte Datenmaterial. Das Methodische Vorgehen wird im Nachfolgenden in einzelnen Kapiteln zur Datenerhebung (inkl. Sampling und Datenzugang), Transkription, Datenauswertung und zum Umgang mit den Daten (inkl. ethische Aspekte und Darstellung) dargelegt.

3.1 Datenerhebung

Als Datenbasis für diese Masterarbeit dienen elf Einzelinterviews, die als Leitfadeninterviews nach Helfferich (2011:178-192) mit den BewohnerInnen einer bewohnerinitiierten Hausgemeinschaft und einer Vertreterin der genossenschaftlichen Trägerschaft, die das Wohnprojekt begleitet und nicht der Bewohnerschaft angehört, durchgeführt wurden.

Die Leitfadeninterviews mit den BewohnerInnen wurden in der Form des problemzentrierten Interviews (vgl. Witzel, 2000 & Mattissek et al., 2013:158-173) umgesetzt, welche auf die Darstellung der subjektiven Problemsicht abzielt. Der dafür ausgearbeitete und angewandte Leitfaden ist im Anhang beigefügt. „Im Leitfaden sind die Forschungsthemen als Gedächtnisstütze und Orientierungsrahmen zur Sicherung der Vergleichbarkeit der Interviews festgehalten“ (Witzel, 2000:4). Darin enthalten sind sowohl erzählgenerierende wie auch verständnisgenerierenden Fragen, die es der interviewenden Person ermöglichen, das Gespräch thematisch zu zentrieren und nachzufragen (Helfferich, 2011:41 & Witzel, 2000:5-6). Der Leitfaden ist dement-

sprechend relativ flexibel anzuwenden und es bleibt Raum für Erzählungen, so dass subjektive Theorien und Formen des Alltagswissens mit einer gewissen Offenheit rekonstruiert werden können (vgl. Helfferich, 2011:179). Der beigefügte Leitfaden für die Interviews mit der Bewohnerschaft setzt sich aus total drei Fragebündeln zusammen, die nach dem sogenannten SPSS-Prinzip⁸ gemäss Helfferich (2011:182-189) erstellt wurden. Die drei Bündel (Teil I bis Teil III) gehen chronologisch ineinander über, indem zuerst auf die Vergangenheit, dann die Gegenwart und zum Schluss auf die Zukunft Bezug genommen wird. Auf diese Weise sollen die befragten Personen in ihrer Argumentation einem möglichst natürlichen Erinnerungsfluss folgen können, ohne dass es zu abrupten thematischen Sprüngen kommt (vgl. Helfferich, 2011:180).

Das Leitfadeninterview mit der Vertreterin der Genossenschaft (resp. der Trägerschaft) wurde zusätzlich als „Experteninterview“ herangezogen. Das „Experteninterview“ stellt in dieser Arbeit kein eigenständiges Verfahren dar, sondern wird ergänzend dazu verwendet, Kontextinformationen für die Interpretation der problemzentrierten Interviews mit den BewohnerInnen zu gewinnen (vgl. systematisierendes Experteninterview in Bogner & Menz, 2009:64ff). Die befragte Repräsentantin der Genossenschaft hat seit Beginn der genossenschaftlichen Zusammenarbeit bedeutend an der Entstehung der Hausgemeinschaft mitgewirkt und steht heute im Rahmen eines sogenannten *Coachings* (vgl. Kap. 4.4.1) noch immer regelmässig mit der Bewohnerschaft in Verbindung.

Die Interviewgespräche mit den BewohnerInnen fanden jeweils vor Ort, d.h. im Gebäude der Hausgemeinschaft in den Wohnungen oder in einem der gemeinschaftlich genutzten Räume statt. Das „Experteninterview“ hingegen fand an einem hausgemeinschaftsunabhängigen Ort statt und wurde zeitlich als letztes - im Anschluss an die Interviews mit den BewohnerInnen - durchgeführt. Insgesamt erstreckte sich die Datenerhebung über den Zeitraum von Juli bis November 2013, wobei jedoch neun der Interviews bereits zwischen Mitte Juli und Anfangs August gemacht werden konnten. Die Leitfadeninterviews wurden mit einem Aufnahmegerät aufgezeichnet und dauerten zwischen ca. 50 und 80 Minuten. Nach Beendigung des Leitfadeninterviews wurde das Gespräch noch für ungefähr eine halbe Stunde *off-the-record* fortgesetzt. Auf diese Weise konnten in einem lockeren Gesprächsverlauf gewisse Aspekte nochmals aufgegriffen werden und zusätzliche Informationen generiert werden. Unmittelbar nach den Gesprächen wurde jeweils ein Postscriptum mit ergänzenden Anmerkungen zum Gesprächsinhalt, zu situativen Aspekten und Auffälligkeiten sowie zu Interpretationsideen und den Informationen aus dem *off-the-record* Gesprächsteil erstellt (vgl. Witzel, 2000:4). Wie die Transkription (vgl. Kap. 3.1.2)

⁸ Die Abkürzung SPSS steht für **S**ammeln, **P**rüfen, **S**ortieren und **S**ubsumieren und beschreibt die Vorgehensschritte bei der Erstellung eines Leitfadens (Helfferich, 2011:182-185).

zählt das Protokollieren bereits zur Aufbereitung der Daten, in die zwangsläufig eine erste Interpretation des/ der Forschenden einfließt (vgl. Mattisek et al., 2013:197).

Im Vorfeld der Interviews erfolgte ein erstes persönliches Treffen mit den Ansprechpersonen der Hausgemeinschaft am Standort der Hausgemeinschaft. Dieses Treffen bot die Möglichkeit sich gegenseitig kennenzulernen und vorzustellen sowie die Intentionen dieser Forschungsvorhaben darzulegen und die Mitwirkung der BewohnerInnen als InterviewpartnerInnen zu erläutern. Auf einem Rundgang im und um das Haus der Hausgemeinschaft konnten bei dieser Gelegenheit bereits erste Eindrücke von der physisch-materiellen Gegebenheiten der Hausgemeinschaft gewonnen werden. Zudem ergab es sich, dass mit den meisten der interviewten Personen, die zu diesem Zeitpunkt ebenfalls im Haus anwesend waren, direkt ein Interviewtermin vereinbart werden konnte.

Neben den methodisch geplanten Interviewgesprächen kam es während des Forschungsprozesses zu weiteren Gesprächsmöglichkeiten (Telefongespräche und ein persönlicher Besuch vor Ort) mit BewohnerInnen anderer hausgemeinschaftlicher Wohnprojekte sowie mit Personen, die sich beruflich mit dem Thema „Wohnen im Alter“ auseinandersetzen (Besuch von Informationsveranstaltung und Teilnahme an Workshop). Obwohl diese nicht formell zur Datenerhebung zählen, flossen die daraus gewonnenen Eindrücke und Gedankenanstöße in der einen oder anderen (un-)bewussten Weise selbstverständlich ebenfalls in diese Arbeit mit ein.

3.1.1 Sampling und Datenzugang

Das Sampling ist an der Gruppe der BewohnerInnen einer Altershausgemeinschaft orientiert. Die Suche nach einer geeigneten Fallgruppe fokussierte sich deshalb auf hausgemeinschaftliche Alterswohnprojekte, die baulich bereits realisiert worden sind und bewohnt werden. Damit eine möglichst gute Vergleichbarkeit der Einzelfälle gegeben werden konnte, sollten BewohnerInnen befragt werden, die derselben Altershausgemeinschaft angehören. Das Ablaufschema für die Wahl der Hausgemeinschaft gestaltete sich nach den Hauptkriterien, dass (1) die Hausgemeinschaft auch als solches in den zugehörigen Dokumentationen betitelt ist und (2) die Hausgemeinschaft ursprünglich von einem Teil der Bewohnerschaft im Hinblick auf das Wohnen im Alter initiiert worden war. Ich beabsichtigte damit auf Wohnprojekte zu stossen, die gezielt mit der Bezeichnung „Hausgemeinschaft“ und dem Thema Alter auf sich aufmerksam machen.

Der Zugang zur ausgewählten Fallgruppe kam schliesslich über eine Schlüsselperson (vgl. Helfferich, 2011:175) zustande, die sich durch ihre berufliche Tätigkeit und als ausgebildete Fachperson auf dem Gebiet Gerontologie für die Realisierung von gemeinschaftlichen Wohnprojekten

für ältere Menschen engagiert und dementsprechend mit verschiedenen Akteuren vernetzt ist. Es handelt sich dabei um die Vertreterin der Genossenschaft, die im durchgeführten „Experteninterview“ befragt wurde (vgl. Kap. 3.1 „Datenerhebung“). Auf Anfrage bei ihr erhielt ich Kontaktinformationen von mehreren BewohnerInnen, die in einer bewohnerinitiierten Hausgemeinschaft wohnen, so dass es mir möglich war, direkt mit diesen Ansprechpersonen Kontakt aufnehmen zu können. Bei den Ansprechpersonen der untersuchten Hausgemeinschaft, handelte es sich um jene BewohnerInnen, auf deren Initiative hin die Hausgemeinschaft realisiert worden ist. Die Kontaktaufnahme zu den restlichen BewohnerInnen verlief über diese Ansprechpersonen, die meine Kommunikation innerhalb der Hausgemeinschaft weiterleiteten und von sich aus selbstständig abklärten, wer aus der Bewohnerschaft für ein Interview bereit stünde. Nicht zuletzt dank der grossen Bereitschaft der Bewohnerschaft, fiel die Fallauswahl schliesslich auf das realisierte Wohnprojekt der untersuchten Hausgemeinschaft. Da es sich bei diesem Beispiel um ein eher kleines Wohnprojekt bezüglich der Anzahl BewohnerInnen handelt, war es das Ziel - im Sinne einer Vollerhebung (vgl. Mattissek et al., 2013:189) - mit allen Personen der Bewohnerschaft ein Interview durchzuführen. Dank der grossen Bereitschaft von Seiten der BewohnerInnen, konnten mehr als drei Viertel der gesamten Bewohnerschaft befragt werden. Jene BewohnerInnen, die sich nicht an der Untersuchung beteiligten, wurden kontaktiert, wollten aber aus persönlichen Gründen nicht teilnehmen.

3.1.2 Transkription

Die Interviewgespräche wurden mit dem Einverständnis der zu interviewenden Personen mit einem Aufnahmegerät aufgezeichnet (vgl. Kap. 3.3) und im Anschluss zu einem schriftlichen Text transkribiert. Als notwendiger Zwischenschritt steht die Transkription zwischen der Aufzeichnung der Daten und ihrer Interpretation (Flick et al., 1995:161). Mattissek et al. (2013:141;192) benennen die qualitative Forschung in dieser Hinsicht auch als Textwissenschaft, da sie beinahe alle Datentypen in Text verwandelt, welcher schliesslich die Basis für die interpretative Auswertung bildet. Die Verschriftlichung erfolgt nach einem gewissen Verfahren und unterliegt daher einem ersten Interpretationsschritt durch den Forschenden/ die Forschende, der/ die darüber entscheidet, wie und was wiedergegeben werden soll (Mattissek et al., 2013:191-192).

Für die Transkription in dieser Arbeit wurde eine Variante der kommentierten Transkription (Mattissek et al., 2013:193-194) angewandt, die es erlaubt, gewisse Auffälligkeiten wie z.B. lange Pausen, lautes Lachen, ausfallende Gestik oder gesprächsunterbrechende Geschehnisse als Kommentare im Text zu vermerken (vgl. IPK, 2012:8-10). Die dazu verwendeten Transkriptions-

codes sind in Tabelle 1 aufgeführt. Bezüglich der Authentizität konnten auf diese Weise relevante Kontextinformationen beibehalten werden, ohne im Rest des Textes zu detailliert auf die Art und Weise des Gesagten eingehen zu müssen und den Aufwand der Aufzeichnung damit unnötig zu vergrössern. Lautäusserungen wie z.B. *äh* und *mmh* wurden deshalb für eine bessere Lesbarkeit weggelassen und die gesprochene Mundart ins Schriftdeutsch übersetzt. Einzelne charakteristische Dialektausdrücke wurden beibehalten.

Tab. 1: Verwendete Transkriptionscodes

Code	Bedeutung
I	Interviewende Person
B1; B2;...	Befragte Person aus der Bewohnerschaft
E.	Befragte Vertreterin der Genossenschaft („Expertin“)
...	Satzabbruch
-...-	Gedankeneinschub
[...]	Ausgelassener Satzteil
(lacht laut) / (unverständlich)	Erklärende Hinweise und Auffälligkeiten, z.B. lautes Lachen oder unverständliche Sequenz
(Pause kurz)	Pause < 3s
(Pause lang)	Pause > 3s

Quelle: Eigene Darstellung

Jedes Interviewgespräch wurde in seiner vollen Länge transkribiert, da die eigentliche Relevanz der Daten im Voraus nur schwierig einzuschätzen war und sich darüber hinaus die Methode der Datenauswertung während des Forschungsprozesses schrittweise weiterentwickelte. Die einzelnen Interviews dauerten im Mittel 65 Minuten, woraus sich für die schriftliche Form ein Textmaterial von ungefähr 6'900 Wörtern festhalten liess.

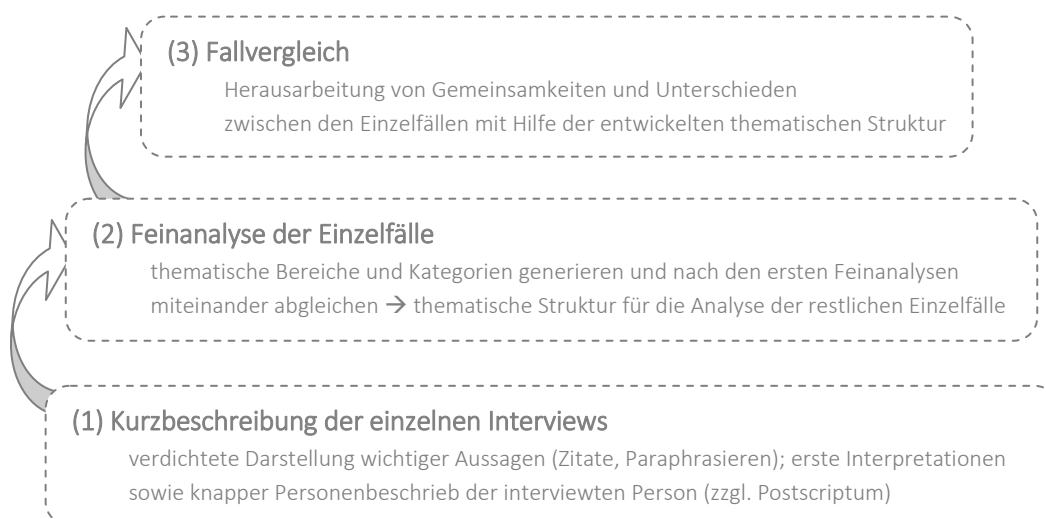
3.2 Datenauswertung

Für die Auswertung der Transkripte wurde die Methode des thematischen Kodierens nach Flick (2007:402-409) herangezogen. Das thematische Kodieren ist eine interpretativ-verstehende Methode, die speziell für den Einzelfallvergleich innerhalb einer festgelegten Gruppe (in diesem Fall die Bewohnerschaft) konzipiert worden ist: „Der Forschungsgegenstand ist dabei die soziale Verteilung von Perspektiven auf ein Phänomen oder einen Prozess. Es wird die Annahme zugrunde gelegt, dass in [...] sozialen Gruppen differenzierte Sichtweisen anzutreffen sind“ (Flick, 2007:402). Durch die Vorgehensweise des Kodierens werden die Daten aufgebrochen, konzeptualisiert und unter einem Konzept höherer Ordnung (unter einer Kategorie) zusammengegruppert (Strauss & Corbin, 1990:39;43). Das Kodieren stellt in dieser Hinsicht keine Routinetätigkeit dar, sondern kann als kreativer Prozess der Datenanalyse verstanden werden, in dem es darum geht, den Daten angemessene Kategorien und Kategoriensysteme zu entwickeln (Flick et

al., 1995:165). In der Kreativität der Interpretation liegt jedoch zugleich die Herausforderung dieses Vorgehens, denn „[...] the distinction between method and art becomes hazy“ (Flick, 2009:317).

Das thematische Kodieren eignet sich am besten für Daten, bei deren Erhebung die Themen (z.B. in Form eines Leitfadeninterviews) grösstenteils vorgegeben sind und dadurch eher vergleichbar sind als solche, die bei offen angelegten Interviews erhoben werden (Mattisek et al., 2013:202). Neben der Vergleichbarkeit soll die Methode der Datenerhebung gleichzeitig auch Offenheit für die themenbezogenen Sichtweisen gewährleisten (Flick, 2007:402). Nach Mattisek et al. (2013:202) und Flick (2007:402) entspricht die in dieser Arbeit gewählte Erhebungsmethode des problemzentrierten Interviews (vgl. Kap. 3.1) einem angemessenen Verfahren für die Anwendung des thematischen Kodierens. Das thematische Kodieren folgt einer mehrstufigen Vorgehensweise, die sich gemäss Flick (2007: 402-409) von der Kurzbeschreibung der Einzelfälle über eine anschliessende Feinanalyse der einzelnen Fälle bis schliesslich zum fallübergreifenden Vergleich erstreckt. Der Schwerpunkt auf die Analyse der einzelnen Interviews soll gewährleisten, dass der Sinnzusammenhang der Auseinandersetzung der jeweiligen Person mit dem Untersuchungsthema erhalten bleibt (Flick, 2007:403). In Abbildung 2 sind diese drei Stufen des thematischen Kodierens modellhaft zusammengefasst. Das thematische Kodieren wird demnach in der Reihenfolge dieser drei Stufen durchgeführt, wobei die Analyseergebnisse der einzelnen Schritte im Laufe der Interpretation kontinuierlich überprüft und ggf. angepasst werden.

Abb. 2: Schrittweise zur Vergleichbarkeit - Das mehrstufige Analyseverfahren des thematischen Kodierens



Quelle: Eigene Darstellung nach Flick (2007:402-409)

Das Kodieren des Textmaterials führte ich mit Hilfe des Programms ATLAS.ti (Version 6.2) durch, welches eine computergestützte Organisation der Daten ermöglicht. Die Software unterstützt lediglich die graphische Darstellung der Interviewdaten und führt keine eigenständigen Auswertungsschritte durch. Die damit herausgearbeitete thematische Struktur ist im Kodierungsschema ersichtlich, das sich im Anhang dieser Arbeit befindet. Im Kodierungsschema widerspiegelt sich bedingterweise die Logik des Leitfadens, was beim Grossteil der gesetzten *Codes* (vgl. *Code-Pool* im Kodierungsschema) zu erkennen ist. Insgesamt konnten schliesslich die folgenden sechs Hauptkategorien abstrahiert werden, die sich wiederum in verschiedene Subkategorien unterteilen liessen:

- (1) Zugang zur Wohnform und der Weg ins Projekt
- (2) Motiv
- (3) Von der Entstehung der Hausgemeinschaft
- (4) Beschreibung der Wohnsituation
- (5) Beurteilung des gemeinschaftlichen Zusammenlebens
- (6) Zufriedenheit

Die Darstellung der Resultate (vgl. Kap. 4) greift die Vorstrukturiertheit durch den Leitfaden (siehe Anhang) auf und vereint diese mit der Gliederung in die sechs herausgefilterten thematischen Hauptkategorien.

3.3 Der Umgang mit den Daten - ethische Aspekte

In der qualitativen Forschung ist das Generieren von Daten ein gemeinsames Unterfangen von Interviewten und Interviewenden und die Frage nach dem Umgang mit den erhobenen Daten sowie mit den Befragten selbst stellt ein integraler Bestandteil des Forschungsprozesses dar (Kaspar & Müller-Böker, 2006:126). Dem Forscher/ der Forscherin kommt die schwierige Aufgabe zu, eine angemessene Balance zwischen Datenschutz auf der einen Seite und dem Informationsgehalt der Daten auf der anderen Seite zu finden (Grinyer, 2002, zit. in: Kaspar & Müller-Böker, 2006:134). In diesem Kapitel wird deshalb offen gelegt, wie mit den Daten während des Forschungsprozesses bezüglich Datenschutz verfahren wurde und welche Überlegungen - aus der Forschungsperspektive heraus - dem gewählten Umgang mit den Daten zugrunde liegen.

Der Umgang mit den Daten wurde jeweils unmittelbar vor den einzelnen Interviewgesprächen mit den zu interviewenden Personen angesprochen, wobei sich alle der interviewten Personen einverstanden erklärten, dass das Gespräch als Audiodatei aufgenommen wird, sofern die Datei vertrauensvoll behandelt werde. Der mündlich vereinbarte vertrauensvolle Umgang verlangt

explizit, dass die Datei keiner Drittperson vorgelegt wird und in der vorliegenden Arbeit keine Namen veröffentlicht werden. Der Zweck der Audioaufnahme war es, dass ich mich als interviewende Person auf die Interviewführung konzentrieren kann, ohne parallel dazu schriftliche Notizen machen zu müssen. Die Audiodateien wurden nach den Interviews für das Transkribieren verwendet und wurden von mir dafür genutzt, meine Rolle als interviewende Person bezüglich des Kommunikationsstils kritisch zu reflektieren (vgl. Flick et al., 1995:181-182).

Nach den Interviews stellte sich die Frage, wie ich bei der Anonymisierung der Daten vorgehen soll, damit die vereinbarte Vertraulichkeit gegeben ist. Es ergab sich mir folgende Ausgangslage: (1) eine Datengrundlage mit persönlichen und sensiblen Aussagen der befragten Personen; (2) alle der befragten Personen stehen in Bezug mit derselben Hausgemeinschaft; (3) die befragten BewohnerInnen der untersuchten Hausgemeinschaft repräsentieren die Mehrheit der gesamten Bewohnerschaft; (4) die befragten Personen kennen sich alle und pflegen zum Teil relativ enge persönliche Beziehungen zueinander; (5) die Hausgemeinschaft ist in verschiedenen Medien öffentlich zugänglich dokumentiert und daher aufgrund gewisser Angaben relativ leicht ausfindig zu machen; (6) diese Arbeit wird ebenfalls öffentlich einsehbar sein (d.h. auch die befragten Personen selber werden - und sollen (!) - diese Arbeit lesen können). Einige LeserInnen dieser Arbeit haben also bereits ein gewisses Vorwissen über die hier dargestellte Hausgemeinschaft. Es ist deshalb möglich, dass so jemand aus dem Zusammenhang und/ oder anhand von Zitaten und charakteristischen Satzformen, Aussagen und Meinungen auf die Identität einer InterviewpartnerIn schliessen kann (Kaspar & Müller-Böker, 2006:132-134). Angesichts der relativ kleinen Anzahl befragter Personen und der engen Beziehung, die sie untereinander haben, scheint es mir allerdings unmöglich, eine absolute Anonymisierung (vgl. Hauser, 1998:4, zit. in: Kaspar & Müller-Böker, 2006:132) gewährleisten zu können. Für LeserInnen, die kein Vorwissen über die untersuchte Hausgemeinschaft haben, sollte der Text dennoch soweit anonymisiert sein, dass keine direkten Rückschlüsse auf die Hausgemeinschaft und die befragten Personen machbar sind. Für die Gewährleistung einer bestmöglichen Anonymität entschied ich mich daher für die Verwendung von Pseudonymen (siehe Tab. 1) und verzichtete auf konkrete Orts- Zeit- und Altersangaben. Die Darstellung der Resultate ist zudem grösstenteils in indirekter Rede gehalten. Es bleibt noch zu erwähnen, dass die Kennnummern in den Codes (siehe Tab. 1) beliebig auf die befragten Personen verteilt sind und keine bestimmte Reihenfolge darstellen. Der zugehörige Auflösungsschlüssel wie auch die Interviewtranskripte sind bei mir als Autorin hinterlegt.

4 Darstellung der Untersuchungsergebnisse

Die Darstellung der Untersuchungsergebnisse umfasst eine ganzheitliche Beschreibung der Hausgemeinschaft, die sowohl auf die gegenwärtige Wohnsituation als auch auf die vorgängigen Phasen des Entstehungsprozesses eingeht. Es folgen zuerst Ausführungen bezüglich Zugangsart zur Wohnform, Motiv und Entstehungsverlauf der Hausgemeinschaft. Anschliessend ist die Wohnsituation in Kapitel 4.4 anhand des Wohnalltags und der sozialen Vernetzungsstruktur der Bewohnenden beschrieben. Kapitel 4.5 greift die Beurteilung des hausgemeinschaftlichen Zusammenlebens auf und thematisiert neben den positiv und negativ bewertenden Aspekten auch jene Faktoren, die von den Bewohnenden als heikel und problembegünstigend angesehen werden und Einfluss auf die Umgangsart mit den Problemen nehmen. In Kapitel 4.6 ist abschliessend die Zufriedenheit mit der Wohnsituation dargelegt.

In der untersuchten Hausgemeinschaft wohnen Frauen und Männer von Anfang 60ig bis Ende 70ig, die nicht miteinander verwandt sind und sich vor dem Einzug in die Hausgemeinschaft auch nicht näher gekannt hatten. Die befragten BewohnerInnen sind alle gesundheitlich noch in der Lage, ein weitgehend selbständiges Leben zu führen und bedürfen in ihrem Alltag keiner externen Pflegeleistung. Die Hausgemeinschaft geht auf die Initiative von zwei Personen aus der heutigen Bewohnerschaft zurück, die sich vor nicht ganz zehn Jahren für deren Realisierung einer Genossenschaft anschlossen, die altersgerechte Wohnungsbauten mit nachbarschaftsfördernden Strukturen fördert. Das Gebäude der Hausgemeinschaft ist ein Neubau, der in einem ländlichen Gebiet in der deutschsprachigen Schweiz eigens für dieses Wohnprojekt gebaut worden ist.

4.1 Zugang zur Wohnform und der Weg ins Projekt

Die befragten BewohnerInnen sind auf verschiedene Weise und zu unterschiedlichen Zeitpunkten mit dem Modell „Hausgemeinschaft“ und dem konkreten Projekt in Kontakt gekommen. Die Art und Weise wie die BewohnerInnen den Zugang zur Wohnform und / oder direkt zum Projekt fanden, lässt sich grundsätzlich in zwei Vorgehensweisen unterscheiden: Zum einen gibt es diejenigen, die bewusst auf der Suche nach einer solchen Wohnform waren und sich seit längerem mit dem Gedanken befassten, mit anderen gemeinschaftlich zusammen zu wohnen. Etwas mehr als die Hälfte der befragten Personen gab an, dass sie sich, bevor sie mit dem konkreten Projekt der Hausgemeinschaft in Kontakt kamen, bereits mit solchen gemeinschaftlichen Wohnmöglichkeiten auseinander gesetzt hätten und dieses Wohnen auch früher schon im Hinblick auf das Älterwerden in Erwägung gezogen hätten:

„Ich hatte schon immer so eine Wohnform im Kopf.“ (B4)

„Ich wollte das eigentlich schon immer, dass einfach Leute da sind.“ (B5)

„Ich habe schon vorher immer gedacht, im Alter mit anderen Leuten etwas zu machen.“ (B10)

Zum anderen gibt es jene BewohnerInnen, die sich durch das Projekt angesprochen fühlten, ohne dass sie sich vorher näher mit der Wohnform „Hausgemeinschaft“ auseinander gesetzt hätten. Bei diesen Personen ergab sich der Zugang zur Wohnform über das konkrete Projekt der Hausgemeinschaft:

„Ich habe mich vorher gar nicht informiert, weil es mir vorher ansonsten wohl war [...].“ (B1)

„Und dann bin ich auf das hier gestossen. [...] ich sagte „doch“ und bin mal schauen gegangen.“ (B2)

„Sie (eine bekannte Person) fragte mich, ob ich Lust hätte, das mal anschauen zu gehen [...]. Und dann sind wir das eben einmal anschauen gegangen und ich konnte es mir dann schon vorstellen, hier zu wohnen.“ (B6)

Die Mehrheit der befragten BewohnerInnen ist über ein Inserat oder eine Berichterstattung in den Medien auf die untersuchte Hausgemeinschaft aufmerksam geworden. Daraufhin hätten sie Kontakt zur Genossenschaft aufgenommen oder sich direkt bei den Ansprechpersonen von der (künftigen) Bewohnerschaft gemeldet. Nur eine Person gab an, dass sie indirekt über Bekannte von der Wohnmöglichkeit in der Hausgemeinschaft erfahren habe.

Die Hälfte der befragten BewohnerInnen ist während der Planungsphase zum Projekt hinzugekommen (von zwei dieser BewohnerInnen ging die Initiative aus), wohingegen der Rest erst später - nach Abschluss der Bauphase - direkt als Teil der Bewohnerschaft in das Projekt reinkam.

Die BewohnerInnen, welche das Projekt zur Hausgemeinschaft initiierten, waren - Jahre bevor das Bauvorhaben „Hausgemeinschaft“ verwirklicht worden ist - auf der Suche nach einer ihren Vorstellungen entsprechenden Wohnform und schauten zuerst, ob sie sich bei einem anderen Projekt ggf. hinzutun könnten. Zu dieser Zeit habe es allerdings nichts Passendes für sie gegeben, da genossenschaftsmässig praktisch nichts existierte oder es sich eher um grössere Genossenschaften handelte, die von einer Firma oder einer Institution zusammengestellt worden seien. Durch einen Medienbericht über ein Ehepaar, das damals bereits eine Hausgemeinschaft für ältere Leute in der Schweiz realisiert hatte, stiessen sie schliesslich auf eine existierende Wohnform, die ihren persönlichen Vorstellungen vom gemeinschaftlichen Älterwerden entsprach. Es folgte ein Besuch in dieser Hausgemeinschaft bei dem sie sich von dessen InitiatorInnen erzählen liessen wie diese das Initiieren und Realisieren eines solchen Wohnprojekts erlebten und wo

die Schwierigkeiten lagen. Aus diesem Gespräch heraus stellte sich den InitiatorInnen der untersuchten Hausgemeinschaft die Frage, ob sie selber eine Genossenschaft gründen wollten, oder ob sie bei einer bestehenden mit einsteigen wollten. Selber eine Genossenschaft auf die Beine zu stellen trauten sich die InitiatorInnen allerdings nicht zu. Das sei ihnen „zu heiss“ gewesen. Auf Umwegen gelangten sie jedoch an die Genossenschaft, an die sie sich letztlich als GenossenschaftlerInnen anschlossen und mit der sie das Projekt der Hausgemeinschaft zusammen umsetzen konnten.

Von den befragten BewohnerInnen hatte vor dem Einzug in die Hausgemeinschaft niemand in einer ähnlichen Hausgemeinschaft gewohnt. Als unmittelbar vorherige Wohnform wurde das Wohnen im Einfamilienhaus und in der Miet- resp. Eigentumswohnung angegeben.

4.2 Das Motiv

Dieses Kapitel umfasst die wesentlichen Beweggründe aus denen die BewohnerInnen sich für das Wohnen in der Hausgemeinschaft entschieden haben. Das Motiv der BewohnerInnen für ihren Umzug in die Hausgemeinschaft setzt sich jeweils aus mehreren - und nicht nur aus einem - der unten aufgeführten Beweggründe zusammen. Die einzelnen Beweggründe sind entsprechend ungleich gewichtet und bilden in ihrer Konstellation das eigentliche Motiv.

4.2.1 Nicht alleine alt werden

Die Nähe zu anderen Leuten ist ein Aspekt, den die BewohnerInnen in den Interviewgesprächen wiederholt in den Vordergrund rückten und verschiedenartig thematisierten. Insbesondere der Gedanke vom „Alleinsein im Alter“ ist etwas, womit sich jede und jeder aus der befragten Bewohnerschaft im Vorfeld des Einzugs mehr oder weniger intensiv beschäftigte. Die Absicht nicht alleine alt werden zu wollen, wird relativ häufig genannt und ist von den hier aufgeführten Motiven dasjenige, welches insgesamt am prägnantesten heraussticht. Die Aussicht darauf, Leute um sich zu haben, mit denen man regelmässig im eigenen Wohnumfeld Kontakt haben kann, ist der von den meisten BewohnerInnen zuerst genannte Anreiz, sich für die Wohnform der Hausgemeinschaft entschieden zu haben. Das „Alleinsein im Alter“ wird von den befragten BewohnerInnen negativ gewertet und wird als etwas angesehen, das als eine natürliche Begleiterscheinung zum Prozess des Älterwerdens dazugehört und schlimmstenfalls in der Einsamkeit mündet. Mit dem Umzug in die Hausgemeinschaft beabsichtigten die befragten BewohnerInnen dieser für sie vorhersehbaren Entwicklung entgegenzuwirken. In der Hausgemeinschaft sei es möglich, viel spontaner und selbstverständlicher mit jemandem in Kontakt zu treten, wenn man möchte.

„Ich sagte einfach, dass ich nicht alleine alt werden möchte, sondern mit anderen zusammen. [...] Ich finde es nicht sinnvoll, dass einer alleine einsam alt wird. Aber eben, das will ja eigentlich niemand. Aber, man muss etwas tun dafür. [...] Man muss selber etwas machen.“ (B7)

„Ich habe schon viel gehört von älteren Leuten, dass sie einsam sind und ihnen die Freunde wegsterben. [...] Ich hörte, dass es im Alter recht schwierig ist, wieder gute Freunde zu finden. Da dachte ich, dass in so einem Haus einfach immer jemand hier wäre.“ (B9)

Vor allem jene befragten BewohnerInnen, die nicht mehr berufstätig sind, betonen dabei, dass sie die Nähe zu anderen Menschen in einem ähnlichen Alter suchten, da sich dadurch z.B. eher Gelegenheiten ergeben würden, etwas zusammen zu unternehmen. Bei einer herkömmlichen Mietwohnung sei es oft so, dass die meisten Nachbarn arbeiten gingen und den ganzen Tag ausser Haus seien oder aber kleine Kinder hätten und einen anderen Kreis von Leuten um sich herum hätten. Die Interessen lägen dann einfach nicht ganz gleich. Grundsätzlich aber können sich die meisten der befragten BewohnerInnen auch vorstellen, in einem Haus mit Jüngeren und Kindern zu wohnen.

Unter den befragten BewohnerInnen gibt es ein einziges Ehepaar, das in einer gemeinsamen Wohnung der Hausgemeinschaft wohnt. Die übrigen BewohnerInnen sind alleinstehend und bewohnen ihre Wohnungen als Einzelpersonen. Von den alleinstehenden BewohnerInnen lebt eine Mehrheit seit längerem (d.h. seit mehreren Jahre bis Jahrzehnten) alleine. Von diesem Teil der Bewohnerschaft, der schon seit längerer Zeit getrennt, geschieden oder verwitwet ist, wird der Wunsch vom nicht alleine sein, sehr deutlich im Hinblick auf das Älterwerden und das „alt sein“ geäußert. Von den alleinstehenden BewohnerInnen hingegen, die bis kurz vor dem Einzug in die Hausgemeinschaft noch in einer Beziehung waren, wurde das Alleinsein zwar auch als eher negativ und nicht wünschenswert eingestuft, doch bezogen sie sich dabei im Wesentlichen auf ihre Lebenssituation im Allgemeinen, anstatt es vorwiegend als ein Problem des Älterwerdens zu sehen. Zudem erfolgte für diese befragten BewohnerInnen der Umzug in die Hausgemeinschaft tendenziell weniger vorausgeplant als bei den anderen, da sie sich erst relativ kurz vor ihrem Einzug mit dem neuen Lebensumstand als Single konfrontiert sahen und sich dementsprechend neu orientieren mussten. Auch für das Ehepaar war das Alleinsein im Alter ein Aspekt, der in ihre Entscheidungsfindung mit einfluss. Sie beschäftigten sich u.a. mit der Frage, was einmal sein werde, wenn einer von ihnen sterben würde.

In diesem Sinne lassen sich zu diesem Motiv zwei grundlegende Ansätze festhalten: Zum einen gibt es BewohnerInnen, die das Alleinsein als Alleinstehende kennen und diese Situation mit dem Umzug in die Hausgemeinschaft verändern wollten. Zum andern gibt es diejenigen, die das

alleinstehend werden durch den Einzug in die Hausgemeinschaft gewissermaßen präventiv zu verhindern beabsichtigten. Aus welchen Beweggründen die BewohnerInnen auch immer zu diesem Motiv gelangten, die dahinterstehende Absicht ist die gleiche, nämlich, im Alter nicht alleine und einsam zu sein.

Die Nähe zu anderen Leuten in der Hausgemeinschaft bietet den befragten BewohnerInnen Gesellschaft und Unterhaltung auf die sie speziell im Alter ungern verzichten möchten. Daneben vermittelt die Eingebundenheit in der Gemeinschaft ein Gefühl von Sicherheit, was die BewohnerInnen besonders in Bezug auf eventuelle gesundheitliche Notfälle schätzen. Wenn man etwas hätte oder sonst irgendwie etwas sein sollte, wäre jemand da, der einem helfen könne. In der vorherigen Wohnform sei eben diese Gewissheit, dass jemand da wäre um zu helfen, zum Teil nicht gegeben gewesen:

„Es ist gut, dass wenn jemals etwas ist, dass immer jemand Zuhause ist, den man fragen gehen könnte oder so. Ich hatte vorher schon auch Kontakt zu den Nachbarn aber sonst nichts. Ich dachte, dass niemand merken würde, wenn es mir nicht gut ginge.“ (B5)

„Also, vorher hätte ich nicht gewusst, wen ich rufen kann, wenn etwas wäre und ich jemanden bräuchte. Es wäre auch nicht gerade jemand sofort da gewesen.“ (B7)

„[...] hier sind wir ja auch... - ich sage jetzt mal - ein wenig verpflichtet. Man kann Hilfe erwarten, wenn mal etwas ist.“ (B10)

4.2.2 Zusammen mit andern und trotzdem selbständig

Die Nähe zu den anderen Leuten sowie die Geselligkeit untereinander werden von den BewohnerInnen - wie in Kapitel 4.2.1 erläutert - geschätzt und gesucht. Ebenso wichtig erscheint allerdings die Möglichkeit, sich von der Gemeinschaft in die eigene Privatsphäre zurückziehen zu können. Wenn man möchte, dann sei es schön, dass man sich jeder Zeit einbringen könne und sich mit anderen austauschen oder etwas unternehmen könne. Wenn man aber keine Lust dazu habe, dann sei es auch schön, dass man sich in seine Wohnung zurückziehen könne und sozusagen nicht gezwungen sei, an Gemeinschaftssachen mitzumachen. Die Wohnung sei die Rückzugsmöglichkeit, das Private.

Das Gemeinschaftliche und das Individuelle werden von den befragten Bewohnenden nicht als Gegensätze gesehen, die ein „entweder oder“ verlangten. Die Hausgemeinschaft wird als ein Ort beschrieben, der diese vermeintlich gegensätzlichen Aspekte zusammenführt und ein „sowohl als auch“ ermöglicht. Man sei sowohl mit andern zusammen als auch individuell selbständig und unabhängig. Alle der interviewten BewohnerInnen beschrieben diese Kombination von

„zum Teil miteinander und zum Teil einzeln“ als ein für sie entscheidender Anreiz der Hausgemeinschaft:

„Die Information hat mich sehr angesprochen - eine Hausgemeinschaft und nicht eine Wohngemeinschaft. Jeder kann sich zurückziehen und hat seine eigene Wohnung und trotzdem sind Leute in der Nähe.“ (B1)

„Jeder hat gewisse Bedürfnisse und Interessen und die kann man teilweise kombinieren und teilweise nicht. Das hat mich eigentlich gereizt.“ (B2)

„Ich fand, dass ich einfach mit andern Leuten etwas zusammen machen möchte, aber doch selbständig (bestimmter Ton) sein. Ich bin schon sehr selbständig für mich. [...] So wie wir es hier haben, ist es für mich ideal. [...] Man kann (zusammen etwas machen), wenn man will.“ (B10)

Den BewohnerInnen ist es wichtig, dass sie in ihrer Selbständigkeit nicht beeinträchtigt werden und dass das Gemeinschaftliche auf Freiwilligkeit beruht. Die Gemeinschaft sei etwas, was man möchte und deshalb habe man ohnehin die Absicht sich dafür zu engagieren. Es werde denn auch ein Miteinander angestrebt und nicht ein gleichgültiges, anonymes Nebeneinander, für das man in eine herkömmliche Wohnform wie z.B. eine Blockwohnung hätte ziehen können. Mit anderen Leuten zusammen sei es interessanter und man habe viel mehr davon, als wenn „jeder in seinem Loch hockt“.

Die BewohnerInnen selber beschreiben sich mehrheitlich als eher unabhängige Typen, die gut alleine sein können und es sich gewohnt seien, alleinstehend zu wohnen und ihren Alltag selbständig und unabhängig zu bestimmen. Die eigene Selbständigkeit will in der Hausgemeinschaft weiter gelebt werden und die BewohnerInnen wollen weiterhin ihr „eigenes Ding durchziehen“ können. Als alleinstehende Person oder als EinzelgängerIn durchs Leben zu gehen, bereite ihnen keine Mühe. Einige der befragten BewohnerInnen betonen ausdrücklich, dass sie sehr gerne alleine seien und es auch bräuchten, sich zurückziehen zu können. Dies heisse allerdings nicht, dass man deshalb die Gemeinschaft nicht suchte. Man wolle sie und man brauche sie und deshalb wollte man in die Wohnform der Hausgemeinschaft.

4.2.3 Zu jung fürs Altersheim

Ein weiteres Motiv ist, dass sich die befragten BewohnerInnen zum Zeitpunkt als sie sich für die Hausgemeinschaft entschieden, zu jung und zu aktiv empfanden, um den Schritt in eine institutionelle Wohnform wie dem Altersheim zu machen. Ins Altersheim zu gehen, sei noch zu früh gewesen. Man wolle schliesslich nicht nur in der „Kabüse“ sitzen, sondern sich im Haus oder

draussen im Garten betätigen. Mit den „Ämtli“ sei es möglich, noch aktiv Verantwortung zu übernehmen und sich für die Hausgemeinschaft einsetzen zu können (siehe Kap. 4.4.1).

Die befragten BewohnerInnen sehen die Hausgemeinschaft als einen geeigneten Ort, um alt zu werden. Es herrscht die allgemeine Meinung vor, so lange wie möglich in der Hausgemeinschaft wohnen zu bleiben. Wenn dies eines Tages dann nicht mehr ginge, würde auf diese Weise am ehesten ein Wechsel direkt ins Pflegeheim anstehen, anstatt zuvor noch ins Altersheim gehen zu müssen. Man habe schliesslich stets davon gesprochen, dass die Hausgemeinschaft eine Alternative zum Altersheim biete und dieses damit umgehen werden könne. Die Möglichkeit des Altersheim schliessen die BewohnerInnen dennoch nicht a priori aus, sondern ziehen sie in Betracht für den Fall, dass sie gesundheitlich nicht mehr in der Lage sein sollten, in der Hausgemeinschaft wohnen bleiben zu können. In solch einem Fall würden sie sich allerdings gezwungen sehen, ihre Wohnform zu ändern. Es wäre ein Müssen ins Altersheim zu ziehen, wohingegen der Entscheid für die Hausgemeinschaft aus freien Stücken gefällt werden konnte. Das Altersheim wird allerdings nicht als etwas speziell Negatives bewertet. Aus der Sicht der befragten BewohnerInnen handelt es sich vielmehr um eine Option für das Älterwerden und als logische Folge darauf, falls sie gesundheitlich und altershalber zu einem Wohnortwechsel gezwungen wären. Das Wohnen im Altersheim würde für die befragten BewohnerInnen dennoch eindeutig mit einem Verlust der eigenen Selbständigkeit einhergehen, die für sie einen sehr hohen Stellenwert einnimmt (siehe vorheriges Kap.).

„Es ist aber nicht so, dass ich jetzt - wenn ich mal als Zwischenstufe ins Altersheim müsste - jemand bin, der immer so lästert über das Altersheim. [...] Aber, man ist hier (in der Hausgemeinschaft) wirklich noch selbstständig.“ (B4)

4.2.4 Entlastung

Das Thema Entlastung wurde von den BewohnerInnen in zweierlei Hinsicht thematisiert. Einerseits ging es den BewohnerInnen mit der Veränderung ihrer vorherigen Wohnsituation darum, eine Entlastung bezüglich Arbeitsaufwands zu erreichen. Genannt wurde dazu die Arbeit im und um das Haus bei denjenigen, die zuvor in einem Haus wohnten und für dessen Instandhaltung inkl. Umschwung sie alleine verantwortlich waren. Man habe schlichtweg nicht mehr alles machen können und merkte mit der Zeit, dass es zu viel wurde alles alleine bewerkstelligen zu müssen. Mit dem Umzug in die Hausgemeinschaft habe man es sich einfacher machen wollen. Jetzt sei nicht mehr ein ganzes Haus zu „putzen“.

Neben dieser sogenannten körperlichen Entlastung, ging es den BewohnerInnen andererseits darum, sich selber und zum Teil ihr Umfeld von Sorgen zu befreien, welche die vorherige Wohn-

form mit sich brachte. Eine befragte Person gab z.B. an, dass es ihr am vorherigen Ort nicht mehr Wohl war wegen ihrer gesundheitlichen Beschwerden und der Sorge um eine unzureichende medizinische Versorgung. Anderen wiederum sehen ihren Einzug in die Hausgemeinschaft auch als Entlastung für ihre Angehörigen. Die Kinder beispielsweise - das sei klar - seien dadurch schon auch entlastet. Die wüssten, dass die Mutter sozusagen gut versorgt sei. Man wolle den Kindern oder sonstigen Verwandten und Angehörigen nicht zur Last fallen und es seien auch keine Erwartungen da. Sie müssten nichts machen für einen, gar nichts. Es sei alles freiwillig und es sei schon gut, wenn diese ihr eigenes Leben lebten.

Diejenigen BewohnerInnen, die in keinem Kontakt zu einer näheren Verwandtschaft stehen, argumentierten, dass sie ihre Wohnsituation u.a. deswegen ändern wollten, weil sie so noch eigenständig bestimmen konnten, wie sie im Alter leben würden. Man habe nicht irgendwann von Dritten dazu gezwungen werden wollen, sein Zuhause - wo man sich doch stark verwurzelt gefühlt hatte - aufgeben zu müssen. Sie wollten sich in einem Umfeld wissen, das sich für aufs Alter besser eigne und in dem sie sich um gewisse Dinge nicht mehr zu sorgen brauchten. Bei einigen gibt es familiär niemanden, von dem / der man erwarten könne, dass er oder sie sich um einen kümmere und einen bei wichtigen Entscheidungen unterstützen würde.

4.2.5 Passende Gelegenheit

Mit dem Wohnmodell des gemeinschaftlichen Wohnens mussten sich die befragten BewohnerInnen früher oder später alle auseinandersetzen. Etwa die Hälfte der befragten BewohnerInnen spielte schon relativ früh, d.h. lange vor dem Einzug in die untersuchte Hausgemeinschaft, mit dem Gedanken, eines Tages in eine solche Wohnform zu ziehen. Die andere Hälfte zog das gemeinschaftliche Wohnen dagegen erst in Erwägung, als sie mit dem konkreten Projekt der Hausgemeinschaft in Kontakt kam (vgl. Kap. 4.1 „Zugang zur Wohnform und der Weg ins Projekt“).

Das Projekt der untersuchten Hausgemeinschaft entpuppte sich für die einen als die Gelegenheit, ihrem Wunsch des gemeinschaftlichen Wohnens nachzukommen. Aber auch für jene BewohnerInnen, die sich im Voraus nicht ausdrücklich nach einer solchen Wohnform umsahen, kam die untersuchte Hausgemeinschaft letztendlich als eine ernsthafte Wohnmöglichkeit in Frage. Die Hausgemeinschaft stellte sich für die BewohnerInnen in vielerlei Hinsicht als die passende Gelegenheit heraus. Vor allem unter den zwei Gesichtspunkten des Zeitpunkts und des Standorts wurde das konkrete Projekt der Hausgemeinschaft für die heutigen BewohnerInnen als die für sie passende Wohngelegenheit erachtet.

Für die befragten BewohnerInnen kam das Wohnangebot der Hausgemeinschaft zu einem Zeitpunkt, in dem sie ihre Wohnsituation ohnehin (mehr oder weniger dringlich) verändern wollten oder mussten. Der Zeitpunkt des Umzugs in die Hausgemeinschaft befanden einige der BewohnerInnen insb. als richtig in Bezug auf ihr Lebensalter. Man hätte sich mit einem Wohnwechsel auseinandergesetzt, weil man in einem Alter war, wo man dachte, dass man in den nächsten Jahren etwas verändern müsste. Besonders die befragten BewohnerInnen, die sich schon länger mit dem Thema des gemeinschaftlichen Wohnens befassten und fest entschlossen waren, eines Tages in so eine Wohnform zu ziehen, machten ihr eigenes Alter zu einem wichtigen Faktor für die Bestimmung des persönlichen, idealen Zeitpunktes der Wohnveränderung. Man habe sich z.B. das Ziel gesetzt, dass der Wechsel in solch eine gemeinschaftliche Wohnform mit 70ig „über die Bühne“ gegangen sein müsse, weil es nachher einfach zu spät sei. Das Wohnangebot der untersuchten Hausgemeinschaft fiel sozusagen passend in die Zeitspanne, in die sie sich sowieso spezifisch nach einer gemeinschaftlichen Alterswohnmöglichkeit umsahen.

Für jene BewohnerInnen, die nicht konkret nach einer gemeinschaftlichen Wohnform Ausschau hielten, ging der entscheidende Anstoss für den Umzug von der vorherigen Wohnsituation aus, die aus verschiedenen Gründen verändert werden wollte oder musste.

Während also für die einen BewohnerInnen aus Altersgründen und aufgrund der vorherigen Wohnsituation das Wohnangebot der Hausgemeinschaft zum richtigen Zeitpunkt kam, gibt es unter den BewohnerInnen auch solche, für die weniger der Zeitpunkt als vielmehr der Standort der Hausgemeinschaft ausschlaggebend war. Wenn die Hausgemeinschaft nicht am Standort realisiert worden wäre, wo sie heute steht, hätten ein paar der BewohnerInnen gewartet, bis sich etwas anderes Passendes am selben Ort ergeben hätte. Durch den Standort der Hausgemeinschaft ergab sich für sie eine Gelegenheit, die sie sich nicht entgehen lassen wollten. Diese Ortsverbundenheit war bei jenen BewohnerInnen entscheidend, die vor dem Umzug entweder bereits im selben Ort wohnhaft waren oder nicht weit entfernt davon in derselben Region wohnten. Aufgrund ihres bestehenden sozialen Umfelds im Ort sowie familiären und beruflichen Bindungen, wäre es für sie nicht in Frage gekommen, irgendwo anders hin resp. weit wegzuziehen. Eine befragte Person erzählte, dass sie damals - als sie zum Projekt der Hausgemeinschaft hinstieß - das Gefühl hatte, dass sie vom Alter her schon noch Zeit hätte und nicht pressieren müsste mit dem Umzug in eine altersgerechte Wohnung. Da die Hausgemeinschaft aber gerade in ihrem Wohnort realisiert wurde, griff sie zu.

Für die InitiatorInnen der Hausgemeinschaft stand ebenso eher der zeitliche Aspekt im Vordergrund. Da sich keine passende Gelegenheit ergab, sich einem bereits bestehenden Projekt anzu-

schliessen, beschlossen sie, selbst den Anstoss für eine solche Wohnform zu geben. Es war für sie wichtig, dies noch in einer Zeit umzusetzen zu versuchen, in der sie „noch einigermaßen beieinander sind, auch körperlich“. Sie sagten sich, dass wenn sie noch sowas machen wollten, dann müssten sie es jetzt machen und dürften nicht länger warten. Ihre Initiative schuf schliesslich ein Wohnangebot, das anderen Leuten die Gelegenheit bot, sich - schon vor der baulichen Realisierung - in das Projekt einzuklinken. Die befragten BewohnerInnen, die sich schon länger dafür interessierten im Alter in einer gemeinschaftlichen Wohnform zu wohnen, hätten sich alleine nicht im Stande gefühlt, ihre Vorstellung in einem eigen initiierten Projekt zu verwirklichen. Obwohl ab und zu mit FreundInnen und Bekannten über die Idee des gemeinschaftlichen Wohnens gesprochen worden sei, habe sich jeweils schnell herausgestellt, dass sowas mit Leuten aus dem eigenen sozialen Umfeld nicht funktionieren könne. Die Idee vom gemeinschaftlichen Wohnen stiess zwar stets auf Interesse, aber niemand konnte sich realistisch vorstellen, so zu wohnen. Bei den wenigsten habe man das Gefühl gehabt, dass sie sich wirklich dafür interessierten. Man habe sich oft den Spruch anhören müssen, dass es sich zwar sicherlich um eine gute Wohnmöglichkeit handelt, aber eben für einen selber nicht in Frage komme.

4.2.6 Pragmatische Überlegungen und schwierige Lebensereignisse

Dem Entscheid in die Hausgemeinschaft zu ziehen lagen neben den oben aufgeführten Motiven auch eindeutig pragmatische Überlegungen zu Grunde. Aus finanzieller Sicht beispielsweise wird die Hausgemeinschaft durchwegs als eine sinnvolle Geldanlage dargestellt. Die Möglichkeit als GenossenschaftlerIn Geld in das Wohnprojekt zu investieren, wird in den Interviewgesprächen auch schon mal als der ausschlaggebende Beweggrund genannt, warum man sich im Speziellen für diese Hausgemeinschaft entschieden hat. Überall sonst müsse man einen Zins zahlen und das Geld, das man habe, der Bank fast schenken. Von einer anderen Sichtweise wird die Wohnoption in der Hausgemeinschaft - verglichen mit anderen in Frage kommenden Wohnangeboten - schlichtweg als das einzig finanziell machbare dargestellt. Die Genossenschaft habe sich diesbezüglich auch als entgegenkommend erwiesen.

Die Mietwohnung in der Hausgemeinschaft war für die befragten BewohnerInnen zum Teil eine der wenigen verfügbaren Wohnmöglichkeiten, die einem zusagte und die man andernorts vergebens suchte. In den Städten z.B. gäbe es nicht viele freie Wohnungen. Es sei nicht einfach, für sich alleine eine geeignete Wohnung zu finden. Die einen seien zu teuer und die anderen würden sonst irgendwie nicht passen. Auch ein Grund war, dass es in der Zeit als man sich gezielt nach einer gemeinschaftlichen Wohnform umschaute, keine vergleichbaren Alternativen zur

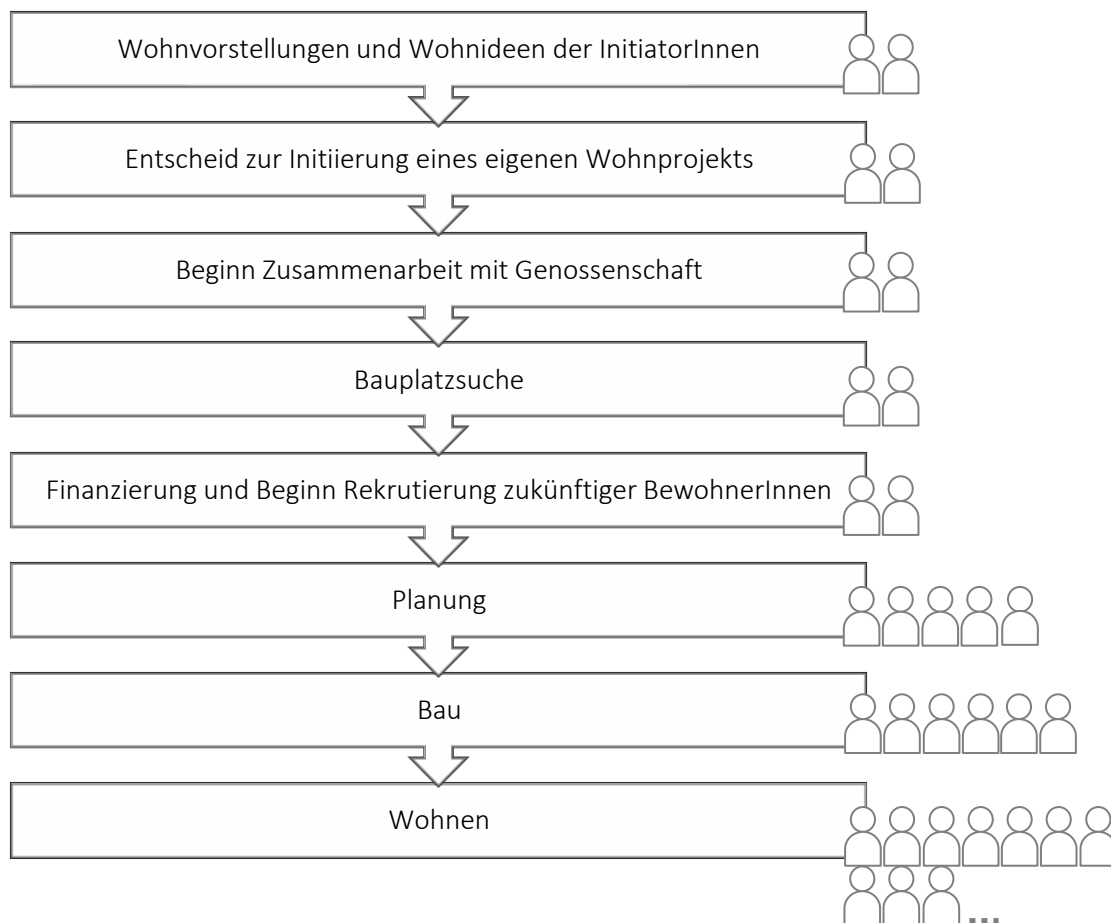
untersuchten Hausgemeinschaft gab. Bei anderen, ähnlichen Vorhaben sei nichts gelaufen und dies sei das einzige Projekt gewesen, das Hände und Füße gehabt habe.

Einige Personen gaben an, dass sie sich aufgrund schwieriger Lebensereignisse gezwungen sahen, sich bezüglich der Wohngelegenheit neu orientieren zu müssen. Genannt wurden der Tod des Lebenspartners oder Lebenspartnerin, die Trennung vom Lebenspartner oder von der Lebenspartnerin oder das Leiden an einer schweren Krankheit.

4.3 Von der Entstehung der Hausgemeinschaft

Die untersuchte Hausgemeinschaft - so wie sie heute existiert - ist das Resultat eines jahrelangen Entstehungsprozesses. Der aktuelle Zustand des Wohnens stellt die Endphase eines längeren Entwicklungsverlaufes dar, dem verschiedene Phasen voraus gegangen sind. In Abbildung 3 sind die von den BewohnerInnen erwähnten Prozessphasen zur Entstehung der Hausgemeinschaft visualisiert sowie die ungefähren Eintrittsstellen ihrer persönlichen Partizipation am Projekt markiert.

Abb. 3: Entstehungsverlauf der Hausgemeinschaft mit Partizipationseintritt der interviewten BewohnerInnen



Quelle: Eigene Darstellung

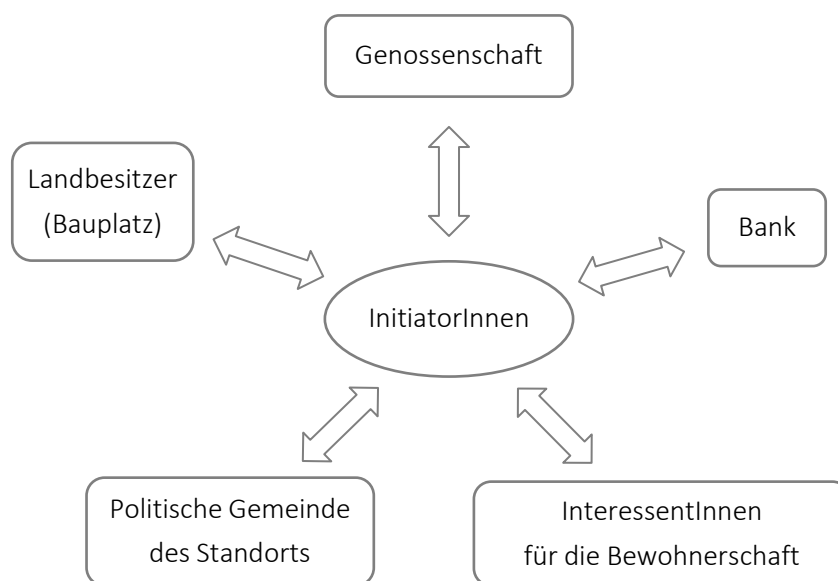
In den nachstehenden Abschnitten wird vertiefend darauf eingegangen, wie dieser Entstehungsverlauf von den BewohnerInnen rückblickend wahrgenommen wird und inwiefern sie sich an der Entstehung der Hausgemeinschaft beteiligt haben.

4.3.1 Ideen und Vorstellungen teilen - spannend aber stressig

Als für die InitiatorInnen der Entscheid feststand, selbst ein Projekt anzustossen, begann für sie die Suche nach geeigneten PartnerInnen, die sie bei der Umsetzung ihrer Idee unterstützen

würden. Auf Umwegen gelangten sie an eine Genossenschaft, die bereits Erfahrung mit ähnlichen Wohnprojekten hatte und die im Folgenden die Funktion als Bauherrin und Vermieterin der Hausgemeinschaft übernahm. Damit für die Genossenschaft allerdings definitiv eine Beteiligung an dem Projekt in Frage gekommen sei, habe man als InitiatorInnen zuerst über einen möglichen Bauplatz verfügen müssen. Neben der Genossenschaft mussten entsprechend weitere Akteure mit ins Boot geholt werden und weitere InteressentInnen für die Bewohnerschaft mobilisiert werden. Es begann für die InitiatorInnen eine Zeit, ihre Vorstellungen und Ideen an andere heranzutragen und mit ihnen zu teilen. Sie kommunizierten ihr Vorhaben demgemäss in verschiedene Richtungen und sahen sich bald in einer herausfordernden Vermittlerrolle zwischen den Beteiligten. Es sei unheimlich schwierig geworden und man sei wahnsinnig in den Clinch gekommen. Aus der anfänglich sehr persönlichen Vorstellung vom Wohnen und Älterwerden entwickelte sich ein Konstrukt von verschiedenen Akteursgruppen, die ihrerseits ebenfalls Ideen und Vorstellungen einbrachten. Man sei dann so zwischendrin gewesen und habe sich zwischen all den Gruppen befunden, die auch noch etwas darüber sagen durften, was sie sich wünschten und vorstellten.

Abb. 4: Die InitiatorInnen im Zentrum zwischen Akteursgruppen



Quelle: Eigene Darstellung

In der obigen Abbildung 4 sind die Hauptakteursgruppen aufgezeigt, zu welchen die InitiatorInnen zu Beginn des Projekts den Kontakt suchten und zwischen denen sie die Rolle der Vermittler übernahmen. Nach den ersten Gesprächen mit der Genossenschaft und der Lokalisierung des Bauplatzes ging es hauptsächlich darum, die Finanzierung abzuklären und Leute aufzutrei-

ben, die sich als zukünftige BewohnerInnen am Projekt beteiligen wollten. Das Projekt kam definitiv ins Rollen, als man wusste, dass es von den Finanzen her möglich sei.

Um andere Leute auf das Projekt aufmerksam zu machen, wurden u.a. Informationsveranstaltungen vor Ort, in der Gemeinde des Baustandortes durchgeführt. An der ersten Information seien noch relativ viele Leute gekommen. Es habe sich aber gezeigt, dass das Interesse in der Gemeinde nicht so hoch war und von der politischen Gemeinde keine Unterstützung erwartet werden konnte. Man habe das Gefühl gehabt, dass es eine Missgunst gegenüber ihnen und dem Projekt gab, weil man von aussen - als Aussenstehende - in die Gemeinde reingekommen sei. Die Gemeinde hatte das Projekt zwar für eine gute Idee gehalten, aber habe sich nicht bereit dafür erklärt, sich mit einem Darlehen näher einbinden zu lassen (vgl. Kap. 4.6.3).

Mit den Leuten jedoch, die sich als potentielle BewohnerInnen für das Projekt interessierten, habe man sich wiederholt getroffen und einander über den aktuellen Stand der Dinge informiert. Die Erfahrung habe jedoch gezeigt, dass viele der InteressentInnen, die anfänglich für das Projekt begeistert schienen, zu einem späteren Zeitpunkt abgesprungen seien. Es seien immer wieder Leute gekommen, die auch wieder gingen. Dennoch bildete sich ein Kern von fünf Personen heraus, die als zukünftige BewohnerInnen fest zugesagt hatten und heute immer noch fast die Hälfte der Bewohnerschaft bildeten. Innerhalb dieser sogenannten Kerngruppe habe man sich regelmässig getroffen und diverse Dinge besprochen. Man habe sich sogar gegenseitig in seinem vorherigen Zuhause besucht, um einen Eindruck zu gewinnen, woher eine Person komme und was sie zurück liesse. Durch diesen Austausch habe man sich gut kennenlernen können und von da her sei es gut gewesen, dass das Gesamte ein paar Jahre gedauert hätte. Es habe aber auch Leute gegeben, wo man es persönlich schade gefunden habe, dass diese trotz anfänglichem Interesse nicht eingezogen seien.

Die InitiatorInnen der Hausgemeinschaft schildern diese Anfangsphase als spannend aber auch ziemlich stressig. Stressig insofern, weil man nie so recht gewusst hätte, wie viele Personen definitiv zusagen würden und ob man überhaupt genügend Geld zusammen bringe würde. Interessant sei es aber auch zu erleben gewesen, mit was für Leuten man dadurch alles zusammen gekommen sei. Der Kontakt zu den InteressentInnen sei aber insofern ebenso stressig gewesen, weil er viel Zeit in Anspruch genommen habe:

„Mit vielen [...] kamen wir hier rauf und haben ihnen das Zeug hier gezeigt. Ein Nachmittag ging da sicher drauf und dann hörte man dann nichts mehr oder, dass es nicht in Frage komme.“ (B8)

4.3.2 Mitsprache beim Bau

Als es an den Bau ging, wurde eine Baukommission gebildet, in der zu Beginn u.a. auch zwei der interviewten Personen der Bewohnerschaft vertreten waren. Die Bauphase wird von den befragten BewohnerInnen allgemein als schwierig beschrieben:

„Wir hatten sehr viel erlebt nur schon bevor wir hier waren. [...] wir erlebten natürlich schon sehr viel. Es ging dann sehr turbulent zu und her. Es war nicht so einfach.“ (B7)

Es habe Probleme gegeben und es sei langatmig und mühsam geworden. Für die meisten der BewohnerInnen war aber von Beginn weg klar, dass sie sich - neben den Sitzungen in der Kerngruppe - nicht vertiefter mit dem Bau auseinandersetzen wollten oder könnten, weil sie aus zeitlichen Gründen nicht dazu kämen oder es sich nicht zutrauten in der Baukommission mitzuwirken:

„Ich tue mich sehr schwer, solche Pläne nachher umsetzen zu können und mir vorzustellen, wie es dann wirklich aussehen wird.“ (B1)

„Nein, das wäre für mich nichts gewesen. [...] Das hätte ich gar nie gewollt.“ (B7)

Einer Person trat aus der Baukommission nach einer Weile freiwillig aus, weil es als Laie einfach zu anspruchsvoll gewesen sei. Man habe zwar viel Mitspracherecht gehabt, aber es sei schwierig gewesen, zumal auch die Zusammenarbeit mit der Genossenschaft problematisch geworden sei.

Das Verhältnis zur Genossenschaft verlief für die befragten BewohnerInnen zwiespältig. Es sei zu Disputen und Unstimmigkeiten gekommen, die vor allem in der Planungsphase zunahmen. Bei gewissen Sachen habe man sich ein bisschen wehren und nachfragen müssen: „Warum muss das jetzt so sein?“ Es sei viel darum gegangen, dass irgendetwas zu teuer sei und man es sich nicht leisten könne. Von daher wäre es aus Sicht der damals schon involvierten befragten BewohnerInnen schön gewesen, wenn man vorher schon Leute von ausserhalb der Genossenschaft gehabt hätte, die z.B. auf der finanziellen Ebene bewandert gewesen wären. Man sei eben doch auf die Genossenschaft angewiesen gewesen und es habe ein paar Sachen gegeben, wo man das Gefühl gehabt habe, dass es auch anders gemacht werden könne. Darüber hinaus sei es ebenso zu Spannungen zwischen einzelnen BewohnerInnen gekommen. Die Situation habe sich zugespitzt, so dass auf Seiten der Genossenschaft ein etwaiger Ausschluss einzelner BewohnerInnen in Erwägung gezogen worden sei. Damals sei das Haus schon mehr als im Rohbau gestanden. Entgegen den Schwierigkeiten ist letztlich allerdings niemand der damaligen Bewohnerschaft aus dem Projekt ausgestiegen. Das Verhältnis zwischen einzelnen BewohnerIn-

nen und RepräsentantInnen der Genossenschaft habe sich dadurch allerdings nachhaltig ge-trübt.

Die befragten BewohnerInnen haben sich zum Teil über Jahre mit dem Projekt der Hausgemein-schaft auseinandergesetzt und hatten, schon bevor der Bau abgeschlossen war, viel Herzblut reingesteckt. Es sei eine bereichernde und zugleich sehr vereinnahmende Zeit gewesen, die viel Kraft in Anspruch genommen habe und die man auch wegen den Schwierigkeiten nicht noch einmal durchmachen wolle.

4.3.3 Problematik der Nachzügler

Etwa die Hälfte der interviewten BewohnerInnen stiess nach der Planungs- und Bauphase zur Hausgemeinschaft hinzu. Sie trafen daher auf eine andere Ausgangslage als jene BewohnerInnen, die sich bereits seit einer früheren Projektphase daran beteiligten. Die schwierige und intensive Vorgeschichte habe man nicht selbst miterlebt. Zudem verlief auch die individuelle Vor-bereitungszeit bei den sogenannten „NachzüglerInnen“ kürzer, da die Zeitspanne vom Moment an, in dem sie wussten, dass sie in die Hausgemeinschaft ziehen werden bis zum Einzug selber, anstatt mehrerer Jahre maximal nur ein paar Monate betrug.

Eine Person aus der Bewohnerschaft, die bereits seit einer frühen Projektphase in die Entste-hung der Hausgemeinschaft involviert war, schildert wie folgt:

„Von dem Moment an als wir die Pläne hatten, lebte ich ganz viel in der Phantasie hier. [...] wir konnten viel länger diesen Prozess durchleben als andere, die später ins Haus eingezogen sind und sich viel schneller entschieden haben.“ (B9)

Unter den NachzüglerInnen haben sich manche relativ unvorbereitet und unerwartet mit dem Konzept der Hausgemeinschaft vertraut machen müssen. Das gegenseitige Kennenlernen lief für diese in einem anderen Rahmen als während der Planungs- und Bauphase ab (vgl. Kap. 4.3). Eine Mitsprachemöglichkeit beim Bau habe man folglich nicht mehr gehabt. Diejenigen, die seit Beginn mit dabei waren, hätten z.B. bei der Auswahl der Böden oder der Wandplättchen für das Bad schon noch ein bisschen etwas aussuchen können. Was die Innengestaltung der Wohnun-gen angehe, hätten nur ein paar wenige mitbestimmen können. Die anderen, die damals noch nicht dabei waren, mussten es so nehmen wie es eben dann gewesen sei. Die Wohnungen, die bis zur Fertigstellung des Baus nicht vergeben werden konnten, wurden entsprechend stan-dardmässig durch die Genossenschaft ausgestattet:

„Ich hätte wahrscheinlich schon einiges anders gemacht. [...] Es war alles fix fertig.“ (B6)

Man habe sich mit den anderen BewohnerInnen auch nicht so intensiv über die eigenen Vorstellungen vom Wohnen in der Hausgemeinschaft austauschen können. Als NachzüglerIn habe man deswegen manchmal etwas Mühe gehabt, weil kurz nach dem Einzug vieles ungewohnt erschien. Gewisse Vorgehensweisen in der Hausgemeinschaft seien schwierig nachzuvollziehen, weil man nicht wisse, welche Überlegungen ihnen zugrunde liegen.

Ausser den Statuten der Genossenschaft ist für die Hausgemeinschaft kein schriftliches Regelwerk vorhanden. Zu Beginn habe man zwar in der Kerngruppe an einem Regelkatalog gearbeitet, doch es blieb bei mündlichen Vereinbarungen. Aus der Sicht der NachzüglerInnen ist es deshalb schwierig, Dinge nachvollziehen zu können, die nur mündlich abgemacht wurden. Es heisse manchmal, dass etwas schon bestimmt sei und es eine mündliche Abmachung gebe wie es beispielsweise gehandhabt werden sollte. Es stelle sich aber zuweilen heraus, dass es doch nicht so sei und die Leute es anders im Kopf hätten. Selbst BewohnerInnen, die eigentlich zu Beginn mit dieser losen Art der Abmachungen einverstanden waren, kritisieren heute, dass man es versäumt habe, in dieser Hinsicht etwas schriftlich festzuhalten.

4.4 Beschreibung der Wohnsituation

Die Wohnsituation in der Hausgemeinschaft wird von den befragten BewohnerInnen äusserst vielschichtig beschrieben. In Abbildung 5 sind dazu einige der Gesichtspunkte aufgelistet, unter denen die BewohnerInnen ihre Wohnsituation betrachten und näher charakterisieren.

Abb. 5: Charakteristika der Hausgemeinschaft aus der Sicht ihrer BewohnerInnen - ein Selbstbeschrieb



Quelle: Eigene Darstellung

4.4.1 Der Wohnalltag

Der Alltag spielt sich für die BewohnerInnen grösstenteils in der Hausgemeinschaft ab. Die meiste Zeit verbringen sie in ihren eigenen Wohnungen und je nach Wetter und Jahreszeit, kommen ein paar Stunden Gartenarbeit oder gemütliches Zusammensitzen auf dem Sitzplatz oder der Dachterrasse hinzu. Jede der befragten Person folgt ihrem eigenen Tagesablauf, der bei den einen mehr und bei den anderen weniger strukturiert ausfällt. Im individuell gelebten Wohnalltag kommen daneben aber auch gemeinschaftliche Elemente zum Tragen, die das Wohnen in der Hausgemeinschaft auszeichnen und den persönlichen Alltag mitprägen. Im Nachfolgenden sind die charakteristischen gemeinschaftlichen Elemente unter den drei Kategorien Organisation, Gemeinschaftsräume und gemeinsame Aktivitäten aufgeführt.

Organisation - „Ämtli“ und regelmässige Haussitzungen

Neben der privat mietbaren Fläche, die rund 90 Prozent der gesamt nutzbaren Fläche einnimmt, stehen den BewohnerInnen zehn Prozent gemeinschaftlich nutzbare Fläche zur Verfügung.⁹ Die Verantwortung für deren Unterhalt liegt bei den BewohnerInnen selber. Sie organisieren sich untereinander für die Instandhaltung der gemeinschaftlich genutzten Räume, der Laubengänge und des Gartens. Die BewohnerInnen haben dazu die Arbeiten, die im und um das Haus anfallen, in sogenannte „Ämtli“ unterteilt, die von diversen Reinigungsaufgaben und Gartenarbeiten über das Rezyklieren von Abfall bis hin zum Aushängen von Meldungen der Genossenschaft reichen. Meldungen und Informationen z.B., welche die gesamte Hausgemeinschaft betreffen, werden im Eingangsbereich des Hauses an ein Anschlagbrett angebracht. Man habe sich angewöhnt beim Hinausgehen oder Eintreten einen Blick darauf zu werfen.¹⁰

Die Idee hinter dem „Ämtli“-System sei, dass auf diese Weise ein Hauswart eingespart werden könne und dadurch die Hausgemeinschaft finanziell entlastet werde. Es entspreche aber auch der Vorstellung, dass es eine Hausgemeinschaft mit Leuten sein solle, die noch aktiv und beschäftigt sein wollen und eine gewisse Verantwortung für das Haus wahrnehmen. Die BewohnerInnen engagieren sich auf diese Weise ungefähr zwei bis vier Stunden pro Woche ehrenamtlich für die Hausgemeinschaft. Einzig das Rasenmähen werde wegen dem grösseren Zeitaufwand entlohnt. Die Organisation mit den „Ämtli“ wird durchwegs positiv beurteilt. Die Aufteilung klappe gut und jede Person könne sagen, was sie gerne machen möchte. Es sei auch kein Problem, wenn jemand etwas abgeben oder abtauschen möchte. Man helfe sich gegenseitig aus.

⁹ Angabe der Genossenschaft

¹⁰ Wie ich bei meinem ersten Besuch feststellen konnte, hingen die E-Mails, die zwischen mir und den InitiatorInnen zwecks Kontaktaufnahme geschrieben wurden, ebenfalls an diesem Anschlagbrett.

Es findet zudem alle zwei bis drei Monate eine Haussitzung statt, wo (meist) alle BewohnerInnen im Gemeinschaftsraum zusammenkommen und über Anliegen und Probleme diskutieren. Die Haussitzungen sind Teil des sogenannten *Coaching* von Seiten der Genossenschaft. Geleitet werden sie jeweils von der im „Experteninterview“ (vgl. Kap. 3.1) befragten Vertreterin der Genossenschaft (E.), die selber nicht der Bewohnerschaft angehört. Die BewohnerInnen können ihr, wenn sie ein Anliegen haben, dieses im Vorfeld mitteilen, so dass es auf die Traktandenliste gesetzt wird - sofern die Angelegenheit nicht auch persönlich geklärt werden kann. In den ersten zwei Jahren nach dem Einzug habe es sich vorwiegend noch um bauliche Dinge wie etwa das Beheben von Mängeln gehandelt. Dies sei aber soweit abgeschlossen und es stünden nun vermehrt Dinge auf der zwischenmenschlichen Ebene im Zentrum. In den Sitzungen kommen Reibungspunkte und Störfaktoren zur Sprache (vgl. Kap. 4.5.2), was zu intensiven Diskussionen führen könne und auch schon darin mündete, dass Personen aufgebracht aus den Sitzungen liefen. Die Einstellung zu den Sitzungen (resp. *Coachings*) ist unter den BewohnerInnen ambivalent:

„Wir haben diese Coachings [...] Und das ist ja... das ist gut und nicht gut.“ (B2)

Das *Coaching* ist Bestandteil des von der Genossenschaft aufgestellten Wohnkonzepts, welches übergreifend auch auf andere Wohnprojekte angewandt wird. Laut E. handelt es sich um keine Supervision, sondern um das Moderieren von Haussitzungen. Sie übernehme darin zwar die Führungsfunktion, doch ginge es dabei um Befähigung: „Für mich ist Coaching Befähigung zu dem, was man selber kann“ (E.). Im Vordergrund stehe die Entwicklung der Hausgemeinschaft, dass es gut ginge und gerecht sei, so dass die BewohnerInnen die Räume benutzen wie sie sie gerne benutzen möchten. Das einzig spezielle am *Coaching* sei, dass jemand da sei, der dazu beitrage, dass man miteinander auskomme. „Ich unterstütze sie bei dem, was sie gerne machen würden. Sie müssen nicht das umsetzen, was ich will. Ich bin nicht Chef, nicht Übermutter. Ich moderiere Haussitzungen“ (E.). Ihre Erfahrung mit hausgemeinschaftlichen Wohnprojekten habe gezeigt, dass das *Coaching* absolut notwendig sei, zumindest eine Zeit lang. Die Idee sei, dass man die Funktion des Moderierens irgendwann abgeben könne und nur noch ab und zu vorbei schaue. „Ich will nicht, dass sie (BewohnerInnen) nur wegen mir zusammensitzen. Sie sollen so viel zusammensitzen wie es geht“ (E.). Gemäss den BewohnerInnen der untersuchten Hausgemeinschaft habe es - ausser dem einen Mal, als es um die „Ämtli“-Verteilung ging - bisher jedoch noch keine Haussitzung gegeben, die ohne die Anwesenheit von E. stattgefunden hätte.

Die Einstellung gegenüber dem *Coaching* war anfänglich bei vielen der BewohnerInnen skeptisch. Im Gegensatz zu E. zweifelten manche, ob das *Coaching* unbedingt nötig sei:

„Ich habe zuerst gedacht: „Ja also, muss da wirklich noch jemand kommen und dabei sein? Das können wir doch selber lösen“. Da war ich auch ein bisschen naiv. Also, es ist gut, dass E. kommt (lacht).“ (B1)

Angesichts der Probleme jedoch, die sich im bisherigen Zusammenleben auf der zwischenmenschlichen Ebene aufgetan haben, ist diese Haltung unter den BewohnerInnen inzwischen revidiert. Es sei eine Illusion zu denken, dass es mit zusammengewürfelten Leuten dann schon ginge. Das *Coaching* im Sinne einer Hilfeleistung zur Problemlösung habe sich mittlerweile als eine unverhoffte Notwendigkeit herausgestellt. Dennoch steht die Bewohnerschaft dem *Coaching* noch immer ambivalent gegenüber, denn obwohl alle der befragten BewohnerInnen das *Coaching* unterdessen befürworten, wird die Art und Weise des *Coaching* sowie die Rolle von E. differenziert kritisiert. Die Kritik richtet sich einerseits an den Ablauf der Sitzungen und andererseits an das Verhältnis zwischen der Genossenschaft und der Bewohnerschaft, das dadurch mitgeprägt wird.

Die Sitzungen verlaufen für die BewohnerInnen in mancherlei Hinsicht mühsam. Die Diskussionen seien z.B. zu lange und es sei schwierig Entscheide durchzubringen, da keine Konsenslösungen gefunden würden wie ursprünglich eigentlich beabsichtigt. Es werde viel über Kleinigkeiten geredet und nicht über das, über das man eigentlich reden sollte:

„Es nützt nichts, wenn man stundenlang debattiert. Es sind auch schon Leute davon gelaufen, was ich verstehe. Die haben keine Nerven mehr gehabt.“ (B2)

Es sei ausserdem manchmal mühsam, wie die Leute miteinander umgingen. Es habe Leute, die nicht aufhören könnten zu reden, sehr emotional in die Sitzungen reingingen und die man fast nicht ausbremsen könne. Andere wiederum kämen nie zu Wort. Man lasse einander nicht ausreden. Es gebe Grüppchenbildung und käme zu Komplotten. Es hätten sich Situationen abgespielt, die man nicht nochmals erleben wolle.

„E. muss jeweils schauen, die Wogen an diesen Sitzungen ein bisschen glätten zu können (lacht).“ (B6)

In Bezug auf das Verhältnis zwischen der Genossenschaft und der Bewohnerschaft wird kritisiert, dass E. als Repräsentantin der Genossenschaft und durch ihr eigenes intensives Mitwirken an der Entstehung keine neutrale Rolle im *Coaching* einnehme. In den Sitzungen bekäme man den Druck der Genossenschaft zu spüren:

„Sobald E. da ist, ist eine gewisse Blockade da [...]. Die einen reden dann wie verrückt und die anderen kommen gar nicht zu Wort.“ (B2)

„Ich erwarte, dass das (Coaching) von jemandem gemacht wird, der ganz neutral ist.“ (B8)

„[...] es müsste jemand sein, der von aussen ist und ganz neutral ins Haus kommt und schaut, was da auf der zwischenmenschlichen Ebene läuft.“ (B9)

Man sei eben doch nur MieterIn und indirekt abhängig. Das Haus gehöre der Genossenschaft. Diese sei die Vermieterin und suche die MieterInnen aus.

Benutzung der Gemeinschaftsräume

Den BewohnerInnen stehen im Haus vier gemeinschaftlich nutzbare Räume zur Verfügung. Dazu zählen der Gemeinschaftsraum (separate Wohnung im Erdgeschoss inkl. Bad, Küche und einem privat zumietbaren Raum) mit direktem Zugang auf den Gartensitzplatz, die Werkstatt (im Keller), der Atelierraum (im Keller) und der Veloraum (im Erdgeschoss). Daneben gibt es eine Dachterrasse, eine gemeinsam genutzte Waschküche und einen Parkplatz vor dem Haus. Die Benutzung der Räume ist in den monatlichen Mietzinsen fix mit eingerechnet. Die individuelle Benutzung der Räume findet spontan statt und verlangt (ausgenommen in der Waschküche) keine Voranmeldung. Zu welchem Zweck die Räume und die Aussenplätze von den BewohnerInnen gebraucht werden und wie diese ausgestattet sind, ist in Tabelle 2 ersichtlich.

Tab. 2: Ausstattung und Nutzungszweck der gemeinschaftlich genutzten Räume

Raum	Ausstattung	Nutzungszweck
Gemeinschaftsraum	Küche, Nasszelle, Sitzungstisch und Stühle, kleine Bibliothek, Lesecke	Genossenschaftliche Sitzungen / <i>Coachings</i> , private Sitzungen mit Leuten von ausserhalb ¹¹ , Geburtstagsfeiern, gemeinsames Kochen, Aktivitäten wie z.B. eine Lesung während Adventszeit...
Atelier	Hometrainer, Bügelbrett, Webstuhl	Training auf Hometrainer, Bügeln, Weben, Malen...
Werkstatt	Werkbank, Werkzeug	Ausleihen von Werkzeug, Reparaturarbeiten, Ort zum „Chnuuschte“
Veloraum	Regale für Gartenwerkzeug, Schuhablagen	Abstellraum für Velos, Aufbewahrung von Gartenutensilien, Wanderschuhen...
Gartensitzplatz	Gartentische und -stühle, Sonnenschirme	Zusammensitzen im Sommer, gemeinsames Grillieren, Feste...
Dachterrasse	Gartentisch und -stühle, Sonnenschirm, Topfpflanzen	Zusammensitzen, Sonne geniessen, Frühstück, Zeitunglesen...

Quelle: Eigene Darstellung gemäss den Auskünften der BewohnerInnen

¹¹ Dazu zählen auch das erste (Kennenlern-)Treffen für diese Masterarbeit sowie ein Interviewgespräch.

Am ehesten genützt werden die Aussenbereiche (zumindest während dem Sommerhalbjahr), die bei den BewohnerInnen besonders beliebt sind, um untereinander den Kontakt zu pflegen:

„Ich gehe hie und da auf die Sonnenterrasse. Die ist super. Das ist eine gute Gelegenheit. So gibt es wieder Kontakte oder kann es welche geben.“ (B2)

„Das ist lässig. Wir sitzen jetzt viel am Abend hier draussen und schwatzen einfach ein bisschen.“ (B6)

Der Gemeinschaftsraum bietet die Möglichkeit, dass sich die BewohnerInnen nicht zwingend in den eigenen Wohnungen treffen müssen. Er liegt zentral im Parterre vis-à-vis des Eingangsbereichs, von wo ein Sichtfenster (das standardmässig in fast alle Wohnungen eingebaut ist) von der Küchenzeile aus den Blick in den davor liegenden Korridorbereich freigibt. Wer vor der Wohnung durchgeht, sieht, ob sich jemand im Raum aufhält und umgekehrt sieht derjenige, der in der Wohnung ist, ob jemand davor durchgeht. Die tatsächliche Nutzung des Gemeinschaftsraumes hält sich allerdings in Grenzen. Er werde von den Meisten nur dann aufgesucht, wenn Sitzungen darin stattfänden oder gemeinsam gekocht und gegessen werde. Die Mehrheit der BewohnerInnen sagt, dass die eigene Wohnung gegenüber dem Gemeinschaftsraum bevorzugt wird. Manche fühlten sich darin einfach wohler als im Gemeinschaftsraum. Die eigenen Wohnungen sind denn auch zum Teil sehr hingebungsvoll eingerichtet. Nur wenige setzen sich zum Zeitungslesen o.ä. extra in den Gemeinschaftsraum.

Gemeinsame Aktivitäten

Gemeinsame Aktivitäten spielen sich in der Hausgemeinschaft sowohl im Alltäglichen wie auch im nicht ganz so Alltäglichen ab. Sie finden daher entweder eher kurzfristig spontan statt oder werden von vornherein längerfristig geplant. Die alltäglichen gemeinsamen Aktivitäten wie z.B. zusammen spazieren gehen oder gemeinsam draussen sitzen, finden meist zu zweit oder in kleineren Gruppen statt. Teilweise hätten sich solche Dinge zu alltäglichen Gewohnheiten herausgebildet, die mittlerweile im eigenen Tagesrhythmus verankert seien (z.B. gemeinsamer Spaziergang um dieselbe Uhrzeit). Die nicht ganz so alltäglichen Aktivitäten wie z.B. eine Schifffahrt auf dem nahe gelegenen See oder gemeinsames Minigolfspielen fänden eher unter der Beteiligung der gesamten Gemeinschaft statt. Die Idee für eine bestimmte grössere gesamtgemeinschaftliche Aktivität komme meistens von einer Einzelperson, die in der Regel auch gleich die Organisation übernehme. Man tue sich dann mit dem Fahren usw. untereinander organisieren. Die Teilnahme daran sei aber immer freiwillig und niemand sei verpflichtet, einen Event für alle auf die Beine stellen zu müssen.

Es sei schön, ab und zu mit allen zusammen etwas zu machen. Das fördere den Zusammenhalt und habe schon zu „irrsinnig“ schönen Erlebnissen geführt. Manches wolle man gerne wieder machen. Man habe ohnehin immer viel darüber gesprochen, dass man dieses und jenes machen könnte, doch nur wenige Sachen seien bislang auch umgesetzt worden. Es müsse halt immer einer/ eine anfangen.

Besonders beliebt scheint das gemeinsame Essen zu sein, zu dem sich die BewohnerInnen sehr positiv äussern. Im Sommer wie im Winter ergebe es sich, dass man ein bis zwei Mal im Monat zum Essen zusammenkäme. Im letzten Winter haben z.B. zwei Personen wöchentlich einen Mittagstisch im Gemeinschaftsraum gemacht, für den man sich im Voraus anmelden konnte. Die BewohnerInnen schätzten daran die Geselligkeit und die Gelegenheit, für mehrere Personen kochen zu können und ein Menü zuzubereiten resp. zu essen, was man für sich alleine nicht gekocht hätte. Einige äussern sich auch froh darüber, bei dieser Gelegenheit nicht selbst kochen zu müssen, sondern sich für einen kleinen Unkostenbeitrag bekochen lassen zu dürfen. Neben der gesamtgemeinschaftlichen Ebene, wo alle teilnehmen können, findet das gemeinsame Essen auch im kleineren Rahmen statt. Zwei der BewohnerInnen, die in je einer Wohnung leben, essen z.B. fast täglich zusammen zu Mittag. Manchmal käme es auch vor, dass jemand spontan ein paar andere zum Essen zu sich in die Wohnung einlade. Auch wenn z.B. der selbstgebackene Kuchen zu viel für einen selber ist, bringe man gerne schnell der Nachbarin oder dem Nachbarn ein Stück vorbei.

4.4.2 Soziale Vernetzung ausserhalb der Bewohnerschaft

Die sozialen Beziehungen unter den Mitgliedern der Hausgemeinschaft bildet für die befragten BewohnerInnen ein integraler Teil ihres persönlichen Beziehungsnetzes. Um nachvollziehen zu können, welches Gewicht der Hausgemeinschaft darin zugesprochen wird, wird im Nachfolgenden die Betrachtungsweise auf das gesamthafte Beziehungsnetz der BewohnerInnen ausgeweitet.

Freundes- und Bekanntenkreis im Wohnort

Die meisten der befragten BewohnerInnen sind neu in den Wohnort der Hausgemeinschaft zugezogen, ohne dass sie bereits einen Freundes- oder Bekanntenreis im Ort gehabt hätten. Wiederum die meisten der NeuzuzügerInnen sind darum bemüht, sich aktiv ins Dorfleben am Standort der Hausgemeinschaft einzubringen, indem sie z.B. in lokalen Vereinen mitwirken. Vereinzelt hätten sich daraus sogar Freundschaften entwickelt. Es habe sich auch ergeben, dass man als NeuzuzügerInnen Kontakte mit Ortsansässigen über das Beziehungsnetz von jenen Per-

sonen machen konnte, die zuvor schon in diesem Ort wohnhaft waren und innerhalb des Wohnorts umgezogen sind. Die BewohnerInnen, die vorher schon in der Gemeinde der Hausgemeinschaft wohnten, sind relativ fest im Ort verankert und auch beruflich in der Gegend vernetzt. Die MitbewohnerInnen der Hausgemeinschaft seien für sie Personen, die zum sozialen Umfeld im Ort zusätzlich dazu kämen.

Einige BewohnerInnen sagen wiederum, dass sie den Kontakt eher intern als extern der Hausgemeinschaft suchten und ihnen wichtig sei, einen guten Kontakt innerhalb der Hausgemeinschaft zu haben. Soziale Kontakte mit Leuten ausserhalb der Hausgemeinschaft konzentrierten sich für diese BewohnerInnen vorwiegend auf die unmittelbare Nachbarschaft.

Nachbarschaftsverhältnisse in der Wohnumgebung

Der Kontakt zur umliegenden Nachbarschaft fände nicht in einem grossen Rahmen statt. Die Beziehungen zu den Nachbarn seien lose und man sage sich mehrheitlich einfach „Grüezi“. Mit einer älteren alleinstehenden Nachbarin sei das Verhältnis besonders gut. Man lade sie zu Festen ein und gehe zusammen spazieren. Sie würde es schätzen, da sie sonst ein wenig isoliert wäre. Es gebe auch jüngere Nachbarn mit denen man gerne mehr Kontakt hätte. Da diese noch im Arbeitsleben stünden, sei der Kontakt allerdings beschränkt möglich. Man müsse aktiv etwas unternehmen, um in Kontakt zu kommen. Eine Bewohnerin habe dennoch besonders schnell neuen Kontakt knüpfen können, da sie auf den Spaziergängen mit ihrem Hund oft andere HundehalterInnen antreffe, mit denen sie ins Schwatzen komme.

Gewisse Nachbarn seien einem auch von Beginn weg schlecht gesinnt gewesen. Im Vorfeld sei es deswegen zu einer Einsprache gegen den Bau der Hausgemeinschaft gekommen. Nach dem die ersten BewohnerInnen eingezogen waren, habe man extra ein Fest gemacht und habe die Nachbarn eingeladen, um sich vorzustellen. Man habe auch schon darüber gesprochen, ein gemeinsames Quartierfest zu veranstalten. Bis jetzt habe es jedoch noch niemand „in die Hand genommen“. BewohnerInnen, die nachträglich zur Hausgemeinschaft hinzustiessen und keine Verbindungen von Früher im Ort der Hausgemeinschaft haben, liessen sich zum Teil wieder davon abbringen, selbständig den Kontakt zu suchen, da es hiess, dass mit gewissen Nachbarn nicht so einen guten Kontakt bestünde.

Vernetzung über die Wohnortsgrenze hinaus

Neben denen, die ohnehin ein relativ kleines Beziehungsnetz pflegen und denen, die ein relativ grosses Beziehungsnetz bereits im Ort der Hausgemeinschaft haben, gibt es unter den Bewoh-

nerInnen solche, die ihre sozialen Kontakte mit Bedauern an ihrem früheren Wohnort zurückgelassen haben und sie nun weniger intensiv pflegen können wie zuvor. Unter ihnen gibt es solche, die weiterhin ihren Hobbies oder sozialen Engagements nachgehen - im selben Umfeld wie sie es schon vor dem Einzug in die Hausgemeinschaft gemacht haben - und dafür längere Anfahrtswege in Kauf nehmen.

Alle der BewohnerInnen legen Wert darauf, ihre tiefergehenden Kontakte wie z.B. zu langjährigen FreundInnen aufrechtzuerhalten - auch wenn man sich nicht so oft sehe. Mit denen sei der Kontakt ohnehin nie abgebrochen, obwohl sie schon vorher nicht gerade im nächsten Haus wohnten. Einige begeben sich z.B. mit Aktivitäten wie Gruppenreisen immer wieder gerne unter neue Leute und sind offen für weitere Bekanntschaften.

Etwa die Hälfte der interviewten Personen nutzt regelmässig das Internet und steht über online Netzwerke mit Bekannten oder Familienangehörigen in Kontakt.

4.4.3 Stellenwert der Hausgemeinschaft im eigenen Beziehungsnetz

Nicht ganz die Hälfte der befragten BewohnerInnen haben Kinder und Enkelkinder. Für sie komme die Familie selbstverständlich an erster Stelle und sie hätten darauf geachtet, mit dem Umzug in die Hausgemeinschaft nicht zu weit von ihren Kindern wegzuziehen. Einige hüten regelmässig ihre Enkel, in dem sie z.B. zu ihren Kindern nach Hause gingen oder die Enkel zu sich in die Hausgemeinschaft nehmen würden.

Zu diesen Personen zählen auch jene BewohnerInnen, die noch berufstätig sind. Besonders diese BewohnerInnen räumen ihren sozialen Kontakten, die sich mit Leuten ausserhalb der Hausgemeinschaft abspielen, einen sehr hohen Stellenwert ein. Die negativeren Dinge in der Hausgemeinschaft liessen sie aufgrund dessen nicht allzu nahe an sich heran kommen. Man habe die Familie, seine Freunde und seine Arbeit und sei daher nicht unbedingt auf die Leute in der Hausgemeinschaft angewiesen. Die Hausgemeinschaft sei ohnehin noch eine junge Sache, aber mit der Zeit werde es sich wohl verändern:

„Und dann passieren diese Sachen, dass es immer ein bisschen weniger wird und dass man eines Tages auch nicht mehr so mobil ist. Das Ganze verschiebt sich dann. Aber im Moment - wo ich noch jung bin (lacht) - ist es schon noch anders.“ (B10)

Für einzelne braucht es ebenso noch Zeit, um sich in die neue Wohnsituation richtig einzugeöhnen. Nach dem ein paar wenige sich eher notgedrungen für den Umzug in die Hausgemeinschaft entschieden haben (vgl. Kap. 4.2.6) beschäftigen sich einzelne noch immer stark mit ihren vorherigen Wohn- und Lebensumständen und trauern ihrer alten Heimat nach. In der Hausge-

meinschaft fühlten sie sich noch nicht Zuhause. Es sei nicht schön, wenn man im Alter noch verpflanzt werde.

BewohnerInnen, die kinderlos sind und nicht mehr im Berufsleben stehen, fokussieren sich intensiver auf die Kontakte innerhalb der Hausgemeinschaft. Die Hausgemeinschaft habe die oberste Priorität:

„Für mich hat das (das Menschliche in der Hausgemeinschaft) einen sehr hohen Stellenwert. Es ist sogar entscheidend, weil für meine Bedürfnisse... Ich will nicht vereinsamen, ich will irgendwo integriert sein, ich will mich wohl fühlen.“ (B2)

„Es gibt solche, die sagen, dass dieses Haus ihr Kind sei. Das ist eigentlich auch mein Kind, wenn ich ehrlich bin.“ (B7)

Bei wiederum anderen fängt sich der Stellenwert der Hausgemeinschaft eher an zu relativieren, da sich ein erhoffter tiefgründiger Kontakt zu anderen BewohnerInnen bis anhin nicht ergeben habe. Dadurch merke man, wie wertvoll Freundschaften zu Personen ausserhalb der Hausgemeinschaft seien. Obwohl man dies nicht beabsichtigt hätte, sei es so, dass man zu sonstigen Bekannten einen besseren Kontakt habe als zu den HausbewohnerInnen.

4.5 Beurteilung des gemeinschaftlichen Zusammenlebens

Das gemeinschaftliche Zusammenleben in der Hausgemeinschaft wird von den befragten BewohnerInnen trotz gewisser angespannter Verhältnisse in der Gemeinschaft als überwiegend positiv beurteilt. Die negativen Dinge (vgl. Kap. 4.5.2) seien nicht zuletzt etwas, woran man arbeiten und verändern könne. Es brauche einfach seine Zeit. Einen gleich guten und intensiven Kontakt zu allen BewohnerInnen sei aber ohnehin nicht möglich.

Die nachfolgenden Kapitel beinhalten eine Aufstellung darüber, welche Aspekte im gemeinschaftlichen Zusammenleben überwiegend als positiv und welche eher als negativ und problembegünstigend angesehen werden. Der Umgang mit den Problemen sowohl auf der gemeinschaftlichen wie auch auf der individuellen Ebene ist abschliessend unter Kapitel 4.5.4 aufgegriffen.

4.5.1 Positiv bewertete Aspekte

Die als positiv angesehenen Aspekte des hausgemeinschaftlichen Wohnens hängen für die BewohnerInnen eng mit der gegenseitigen Unterstützung zusammen, die im Nachfolgenden anhand der drei Kategorien „Füreinander da sein“, „Gesprächsmöglichkeiten“ und „Sicherheitsgefühl“ dargestellt sind.

Füreinander da sein

Die BewohnerInnen kümmern sich umeinander und helfen sich gegenseitig aus. Wenn jemand krank sei, schaue man vorbei und frage nach, ob diejenige Person etwas brauche. Man sei auch AnsprechpartnerIn bei Sorgen und Ängsten. Da man sich oft sehe, falle es einem weniger schwer zu einem Wohnungsnachbar oder einer Wohnungsnachbarin zu gehen und zu erzählen, was einen beschäftige. Für die gesamte Bewohnerschaft ist es selbstverständlich, dass man Hilfe anbietet und sich gegenseitig unterstützt. Auf die eine oder andere Weise konnte jeder/ jede bisher davon profitieren, dass andere für einen da sind:

„Wenn es jemandem nicht so gut geht, dann ist das schon wirklich gut.“ (B4)

„Man kann Hilfe erwarten, wenn mal etwas ist. [...] Es ist immer ein Geben und ein Nehmen.“ (B10)

„Es sind alle... Es sagt niemand nein, wenn es einfach nicht geht.“ (B3)

Die befragten BewohnerInnen wissen und schätzen es, dass sie im Ernstfall zu jeder Tages- oder Nachtzeit aufeinander zugehen können. Bei Arztbesuchen oder Spitalaufenthalten organisieren sich die BewohnerInnen mit dem Hinfahren und Abholen. Man giesse die Wohnungspflanzen oder kümmere sich um das Haustier (im Haus wird eine Katze und ein Hund gehalten). Die BewohnerInnen sagen zudem Bescheid, wenn sie auswärts übernachten oder für ein paar Tage weg fahren. Wenn nicht, dann bestünde die Gefahr, dass sich andere unnötigerweise Sorgen machen. Man verhalte sich im Allgemeinen aufmerksam, blickt im Vorbeigehen kurz durch das Sichtfenster in die Wohnung, oder geht direkt nachschauen, wenn etwas nicht in Ordnung zu sein scheint. Einmal kam es vor, dass jemand gleich vor der Küchenzeile umgefallen ist. Da könne man lange reinschauen, man sehe nichts. Jetzt wüsste man es, dass man in so einem Fall besser reinginge.

Wie weit die gegenseitigen Hilfeleistungen gehen, hänge davon ab, wie nahe man sich stehe und wie gut der Kontakt sei. Pflegen tue man sich nicht, das sei klar. Je nach Person, würden die einen BewohnerInnen auch intimere Aufgaben übernehmen. So hat es sich z.B. schon ergeben, dass jemand einer anderen Person aus der Bewohnerschaft über längere Zeit geholfen hat, ein Medikament zu spritzen.

Gesprächsmöglichkeiten

Das Wohnen in der Hausgemeinschaft ermöglicht es den BewohnerInnen spontan und selbstverständlich mit den Leuten im Haus in Kontakt zutreten:

„Kontakt haben kann so viel man will, so viel man ertragen mag. Man kann sich das selber einrichten.“ (B9)

Für alle der befragten Bewohnerinnen ist der Kontakt zu den anderen im Haus wichtig. Die BewohnerInnen beschreiben sich selbst überwiegend als kontaktfreudig und kommunikativ. Den Kontakt suchen sie in Gesprächen und die würden sich tagtäglich ergeben. Das Reden bildet in diesem Sinne die meist praktizierte gemeinsame Aktivität. Besonders im Sommer, wenn man draussen sitzen kann, sei man viel zusammen und rede über dieses und jenes. Die Palette der Gesprächsarten reicht vom zufälligen Schwatz im Gang über eine ungezwungene Plauderei beim Apéro bis zur tiefergehenden Unterhaltung über persönliche Sorgen und Ängste:

„[...] es gibt immer jemand, mit dem man auch mal mehr über (zählt verschiedene Themen auf) reden kann. Ich denke, ich bin relativ offen für Gespräche und ich höre auch gerne zu.“ (B4)

„Mir geht es nicht darum, ewig mit jemandem zusammen zu sein, sondern dass man einmal am Tag ein paar Worte reden kann. Das reicht eigentlich schon.“ (B5)

„Man kann sich ein bisschen austauschen. [...] Das finde ich super.“ (B2)

Mit den einen rede man mehr und mit den anderen weniger, aber schwatzen tue man eigentlich mit allen. Die einen sitzen absichtlich z.B. auf den Sitzplatz raus, wenn sie mit gewissen Personen ins Gespräch kommen wollten, von denen sie wissen, dass jene sich zu ihnen setzten, sobald sie einen sehen. Man spüre bei gewissen Personen, dass es sie freut, wenn man kurz reinschaut. Es gebe allerdings auch das Gegenteil, wo Personen absichtlich Bereiche meiden würden, um anderen aus dem Weg gehen zu können (siehe Kap. 4.5.4 „Der Umgang mit Problemen auf der persönlichen Ebene“). Das Vertrauen müsse schliesslich da sein, um sich auf eine tiefergehende Beziehung einzulassen. Es sei nicht schön, wenn vertrauliche Sachen im Haus herum wanderten oder für irgendwelche Zwecke ausgenützt würden. Nichts desto trotz seien zum Teil innige Beziehungen entstanden. Diese seien unbezahlbar.

Sicherheitsgefühl

Das Wohnen in der Hausgemeinschaft gebe einem das Gefühl von Sicherheit. Wenn man etwas hätte, wäre jemand da. Es sei schön zu wissen, dass immer jemand Zuhause ist. Wenn man in die Ferien fährt oder wegen einem Spitalaufenthalt kurzzeitig weg ist, könne man sich darauf verlassen, dass Zuhause jemand nach dem Rechten schaut. Man könne die Wohnungstür ohne Angst unverschlossen lassen. Wenn man mal vergisst abzuschliessen und es einem später in den Sinn kommt, kehre man nicht unbedingt wieder um - wie man es in früheren Wohnformen ge-

tan hätte -, sondern denke, dass es schon in Ordnung sei. Die BewohnerInnen wissen, dass um sie herum Leute sind, die sie im Notfall rufen können. Die räumliche Nähe vermittele ein Sicherheitsgefühl, das man zuvor nicht hatte als man z.B. alleine in einem Haus wohnte. Die BewohnerInnen schauen, dass abends im Haus alle Türen verschlossen sind. Eine Zeit lang patrouillierte abends jemand aus der Bewohnerschaft, um zu kontrollieren, dass alles in Ordnung ist.

4.5.2 Reibungspunkte und Störfaktoren

Selbstverständlich sei das Zusammenleben nicht unproblematisch. Probleme gäbe es schliesslich immer irgendwo in jeder Beziehung. Ohne Probleme ginge es nicht. Das sei normal und man sei sich dessen bereits im Voraus bewusst. Aber: „Man weiss einfach nicht wo sie kommen“ (B9). Die Atmosphäre im Haus wird als angespannt geschildert. Über die wenigen Jahre, die man zusammen im Haus wohne, habe sich daran nichts gross geändert. Es seien von Anfang an gewisse Spannungen da gewesen, die sich schon vor dem Einzug bemerkbar machten (vgl. Kap. 4.3.2 „Mitsprache beim Bau“). Im Zentrum dieser Spannungen stünden insbesondere die Beziehung zwischen den ursprünglichen InitiatorInnen und dem Rest der Bewohnerschaft. Jede der interviewten Personen äussert sich zu dieser Problematik und manche schildern sie als zum Teil sehr einnehmend:

„Es ist etwas, was uns wirklich beschäftigt (...). Es ist keine Bagatelle, jedenfalls nicht, wenn man es ernst macht.“ (B4)

Wie die Situation auf der gemeinschaftlichen Ebene angegangen wird, ist unter Kapitel 4.5.4 aufgeführt. Wo und wie die Spannungen zum Vorschein kommen und wo es im Generellen zu Spannungen kommt, ist unter den folgenden Punkten zusammengetragen.

Unterschiedliche Auffassung von Ordnung

Die Zuständigkeit für das Haus sei mit den „Ämtli“ (vgl. Kap. 4.4.1) auf alle BewohnerInnen aufgeteilt. Mit diesem System sei man zufrieden und die Aufgaben werden von jeder Person verantwortungsbewusst ausgeführt. Die meisten der Arbeiten drehten sich hauptsächlich um die Sauberhaltung der gemeinschaftlich genutzten Räume (vgl. Tab. 2). Die gemeinschaftlich nutzbaren Räume werden von den BewohnerInnen schon mal als Problemräume betitelt, da es im Allgemeinen dort zu Problemen komme, wo man aneinander vorbeikommen müsse. Zwar funktioniere das System mit den „Ämtli“ nicht schlecht, doch gebe es natürlich auch da Differenzen, die gewisse Auswüchse annehmen können.

Die Auffassungen von der Ausführung der „Ämtli“ und von der Benützung eines Raumes, der nicht im Zuständigkeitsbereich des eigenen „Ämtli“ liegt, driften unter den BewohnerInnen auseinander. Die einen schildern sich als sehr ordnungsbewusst und andere wiederum als eher chaotisch. Dass es generell z.B. sauber ist und ordentlich aussieht, befürworten alle der InterviewpartnerInnen, doch scheiden sich die Geister an der Akribie, wie es gemacht wird. Die einen seien vor allem am Putzen interessiert und die anderen fänden, dass es auch noch anderes im Leben gibt:

„Ich wünschte mir manchmal mehr Lockerheit, (Pause kurz) dass man nicht das Putzen zu einer Selbstbeschäftigung macht.“ (B6)

„Man übertreibt einfach mit der Reinlichkeit. Es ist ja hier sauber wie in einem Spital. Da wird gesaugt und geputzt und gemacht.“ (B3)

Stören tut es, wenn Personen einander kritisierten oder es zu Reklamationen komme. Man sollte andere machen lassen und nicht sofort auf Dinge losschiessen, die einem nicht passen, ansonsten mache man sich nur unbeliebt. Es werde schwierig, wenn eine Person das Gefühl habe, dass es nur auf ihre Art ablaufen sollte. Man müsse kompromissfähig sein.

Die BewohnerInnen lassen diese Differenzen unterschiedlich nah an sich heran kommen. Die einen sehen es locker und eher belustigend wie verschieden hoch die Anforderungen liegen. Für andere jedoch kann es sich belastend auswirken, weil sie ihre Arbeit im Haus nicht als wertgeschätzt sehen, sich vor Auseinandersetzungen scheuen oder negativen Rückmeldungen fürchten. Wenn man merke, dass man z.B. etwas liegen gelassen habe, mache man sich ein schlechtes Gewissen und denke: „Oh Gott. Reklamation, Reklamation, Reklamation...“ (B10).

Empfindlichkeit

Aufgrund der individuellen Empfindlichkeit ergeben sich für einzelne BewohnerInnen Störfaktoren, die von anderen Leuten im Haus nicht als solche wahrgenommen werden. Bei Problemen, die nur einen selbst betreffen sei es schwierig, dass die anderen Rücksicht darauf nehmen und Verständnis zeigen:

„Das versteht niemand (lacht). Der, der das Problem nicht hat, der hat das Problem nicht.“ (B2)

Man müsse gewisse Dinge quasi akzeptieren, obwohl man es nicht möchte. Zur Sprache kommen erhöhte Sensibilitäten gegenüber Lärm (z.B. Geräusch einer ins Schloss fallenden Türe, Staubsauger), Gerüchen sowie der Umgangsart und der Art, wie übereinander gesprochen wird.

In Einzelfällen ist die Empfindlichkeit bedingt durch eine chronische Erkrankung und durch die damit verbundene Medikamenteneinnahme. Gesundheitliche Beschwerden brächten Einschränkungen mit sich und bestimmten mitunter den eigenen Tagesrhythmus. Es gibt BewohnerInnen, die es deshalb ungewollt eher ruhiger angehen müssen. Auch trage die persönliche Vorgeschichte zu gewissen Sensibilitäten bei, die sich für das Zusammenleben in der Hausgemeinschaft als schwierig erweisen können:

„Wir haben Leute, die umständehalber andere Situationen mitmachen mussten, was sich hier zeigt und ausbricht.“ (B2)

„Mit einer Person lief es am Anfang gar nicht gut. Aber dann musste man halt zurückschauen, was die vorher alles erlebt hatte. Die war mit den Nerven total unten. Und jetzt geht es gut.“ (B5)

Die Sensibilität gegenüber der Umgangsart und der Art, wie übereinander im Haus gesprochen wird, äussert sich z.B. darin, dass Personen Kritik gegenüber ihnen selber sehr persönlich aufnehmen und sie sich in der Folge bewusst aus gewissen Bereichen des Zusammenlebens zurückziehen (vgl. Kap. 4.5.4).

4.5.3 Problembegünstigende Aspekte

Die negativ bewerteten Aspekte des gemeinschaftlichen Zusammenlebens werden von den befragten BewohnerInnen sehr ausführlich thematisiert, was in der zeitlich relativ langen Inanspruchnahme dieser Themen während den Interviewgesprächen zum Ausdruck kommt. Die folgenden Kapitel unter 4.5.3 sind den Aspekten gewidmet, die in den Augen der Bewohnenden als problembegünstigend gelten. Dazu zählen unterschiedlicher Erwartungshaltungen, stattfindende Ab- und Ausgrenzung sowie räumliche und emotionale Nähe.

Unterschiedlich hohe Erwartungen

Die Erwartungshaltungen der BewohnerInnen liegen unterschiedlich hoch und sind im Grunde auf drei verschiedenen Ebenen anzusiedeln. Zum einen sind es Erwartungen, die an das Wohnen in der Hausgemeinschaft allgemein gerichtet sind und die eng mit den persönlichen Motiven zusammenhängen, welche in Kap. 4.2. aufgeführt sind. Zum anderen kommen Erwartungshaltungen an andere MitbewohnerInnen der Hausgemeinschaft zum Ausdruck sowie Erwartungen, die an sich selber gerichtet sind. Die untenstehenden zwei Zitate verdeutlichen, wie gross die Spannbreite ist, die unter den BewohnerInnen bezüglich ihrer Erwartungshaltungen herrscht:

„Erwartungen... Ich habe in meinem Leben aufgehört Erwartungen zu haben [...]. Ich bin eher ein Mensch, der es auf sich zukommen lässt, dann werde ich nicht mehr enttäuscht.“ (B1)

„So in den Tag hinein leben und keine Erwartungen haben, das ist sehr schwierig für mich. Ich habe Erwartungen an mich selber und an mein Umfeld.“ (B7)

Es habe Extreme im Haus, was zu wahnsinnigen Diskussionen und zu Problemen mit Einzelnen führen könne. Es liege einfach an den Leuten und da könne man noch so diskutieren - „auf und ab, links und rechts“ -, wenn gewisse Personen nicht wollten, könne man nichts machen.

Die Thematik der Erwartungen sei seit den ersten Treffen ein immer wiederkehrendes Diskussthemata, mit dem sich die BewohnerInnen - individuell und gemeinschaftlich - versuchen auseinanderzusetzen. In der Anfangsphase sei z.B. viel darüber geredet worden, was man vom Wohnen in der Hausgemeinschaft erwarte und wie man sich das Zusammenleben vorstelle. Ein Versuch, diese Erwartungen zu bündeln und festzuhalten, war das Erstellen eines sogenannten Regelwerks, was schliesslich dann doch nicht umgesetzt wurde. Eine Hausordnung oder etwas ähnliches, was über die Genossenschaftsstatuten hinausgeht, existiere deswegen nicht. Es habe sich die Ansicht durchgesetzt, dass man mal schaue wie das Zusammenleben wird und dass man bei allfälligen Problemen miteinander reden könne. Das Gemeinschaftliche beruht diesbezüglich auf mündlichen Abmachungen. In der derzeitiger eher als problematisch benannten Situation in der Hausgemeinschaft, wo auch Gespräche nicht unbedingt zu einer Entschärfung der Situation beitragen, wären die befragten BewohnerInnen froh darum, dass mindestens ein paar Regeln dennoch festgehalten worden wären:

„Ein paar Regeln sind schon wichtig. Jetzt muss ich sagen, dass es einfach nötig ist und wir dahinter müssen.“ (B4)

„Ich will nicht eine stabile Hausordnung, das will eigentlich niemand hier. Aber doch irgendwie ein Leitfaden oder ein Papier... Das war der Nachteil, dass man das nicht gemacht hat. Das wirkt sich irgendwie negativ aus.“ (B2)

Ab- und Ausgrenzung

Wie bereits unter Kapitel 4.4.1 „Gemeinsame Aktivitäten“ angesprochen, findet der gemeinschaftliche Alltag vorwiegend in kleineren Gruppen statt. Es sei schlicht nicht möglich, dass man mit allen Leuten einen gleich intensiven Kontakt pflegen könne. Die Gruppenbildung ergebe sich daher automatisch. Das Gesamtgemeinschaftliche sei im Moment wenig spürbar und die Situation ähne vielmehr einem losen Wohnen im Haus.

Die unterschiedliche Intensität der Kontakte ist für die BewohnerInnen vorwiegend (1) stockwerkabhängig, (2) beziehungsstatusabhängig und (3) geschlechterabhängig. Es sei so, dass man auf demselben Stock mehr Kontakt untereinander habe, dass Alleinstehende primär den Kontakt zu anderen Alleinstehenden suchten und dass sich Frauen eher mit anderen Frauen und Männer eher mit anderen Männern zusammen fänden (bei den insgesamt zehn interviewten BewohnerInnen handelt es sich um sieben Frauen und drei Männer). Bildlich gesprochen haben die BewohnerInnen ein Bild vor Augen, das ihr Zusammenleben in einer klar segmentierten Komposition aufzeigt, in der es abgegrenzte Grüppchen gibt von denen sich gewisse Einzelpersonen ausgegrenzt fühlen und sich selber als zwischendurch herum schwimmend bezeichnen.

Der Zusammenhalt in diesen Grüppchen ist teilweise sehr eng und nimmt für die einzelnen Personen einen höheren Stellenwert ein als das gesamtgemeinschaftliche Zusammenleben:

„Wir sind so wie in einer Familie. Wir vertrauen einander und haben ähnliche Interessen. Das spielt natürlich auch eine Rolle. Wegen dem ist es für mich absolut ideal.“ (B6)

Das Wohnen in der Hausgemeinschaft laufe gewissermassen zweiseitig ab und wird von den interviewten BewohnerInnen ebenso getrennt voneinander bewertet. Das Zusammenleben im kleineren Rahmen, wie es sich beispielsweise auf demselben Stockwerk abspielt, wird überwiegend positiv bewertet, wohingegen die Situation im ganzen Haus als schwierig eingestuft wird.

Die Situation im ganzen Haus sehe so aus, dass es eine Spaltung gibt zwischen den InitiatorInnen einerseits und dem Rest der Bewohnerschaft andererseits. Hinzu komme - aus Sicht der Mehrheit - eine Schiefelage aufgrund des Ungleichgewichts, das zwischen diesen zwei Gruppen herrsche. Auf der einen Seite fühlt sich der Grossteil der Bewohnenden nicht als gleichberechtigte Mieterschaft gegenüber den InitiatorInnen, da die mehr Gewicht hätten. Auf der anderen Seite möchten die InitiatorInnen genau diese Rollenzuschreibung und die ihnen zugeschriebenen Führungsposition eigentlich ablegen können.

Nähe

Die räumliche Nähe zueinander wird von den BewohnerInnen in vielen Aspekten als positiv beurteilt (vgl. Kap. 4.5.1). Der tägliche Kontakt fordere jedoch auch heraus und oft ginge es einfacher mit jenen MitbewohnerInnen, die noch berufstätig und tagsüber auswärts sind:

„Mit denen (Berufstätigen) ist es wie früher mit den Nachbarn. Und mit denen, die immer da sind, kommen einfach Konflikte. Das ist so.“ (B9)

Die berufstätigen BewohnerInnen ihrerseits geben an, dass einiges an ihnen vorbei ginge und sie gewisse Probleme gar nicht erst mitbekämen, weil sie weniger Zeit in der Hausgemeinschaft verbringen. Die eigene Angriffsfläche sei dadurch kleiner und man merke, dass jene, die den ganzen Tag in der Hausgemeinschaft seien, manchmal Probleme machen, die keine sind. Unabhängig davon, ob sie noch im Berufsleben stehen, vertreten auch andere BewohnerInnen die Meinung, dass gewisse Sachen unnötig aufgebauscht werden.

Durch die räumliche Nähe käme man sich ebenfalls emotional näher. Man solle sich daher bewusst sein, wie viel Persönliches man in die Gemeinschaft rein geben möchte und wie viel Vertrauen man in die Personen habe, dass das, was man jemandem anvertraue, nicht für irgendwelche Zwecke ausgenützt werde. Man müsse sich vergewissern können, dass das Vertrauen da ist. Es sei unangenehm, wenn persönliche Dinge ungewollt im ganzen Haus herumwandern und bekannt werden:

„Weil man so nahe aufeinander ist, hat es eben Nachteile, weil dann der andere zu viel weiss und das ausspielen kann. Die Intrigen, die hasse ich, weil es verdreht und falsch ausgelegt wird. Das gibt keine schönen Situationen. Ich habe zum Glück keine direkt so erlebt - eigentlich schon, aber die möchte ich nicht erwähnen...“ (B2)

Gerade im Sommer, wenn die Fenster offen sind und sich die BewohnerInnen oft draussen aufhalten (im Garten, auf dem Sitzplatz oder Balkon) käme es vor, dass man unfreiwillig die Gespräche anderer mithöre. Für gewisse BewohnerInnen ist das störend. Sie wollen nicht mitbekommen, was über einen selber oder andere Leute gesprochen wird und ziehen sich aus der Situation zurück, in dem sie z.B. darauf verzichten, den Aussenbereich zu nutzen.

Wie unterschiedlich die Leute sein können, realisiere man erst, wenn man näher miteinander zusammenlebe und sehe, was für die einen wichtiger sei und für die anderen nicht. Die eher kleine Grösse der Hausgemeinschaft resp. die kleine Anzahl an BewohnerInnen mache es schwierig, einander aus dem Weg zu gehen. Bei einer doppelt so grossen Bewohnerschaft hätten die BewohnerInnen die grössere Wahl zu entscheiden, mit welchen Leuten sie vermehrt zusammen sein möchten. Dies könne laut E. eine schwierige Wohnsituation depolarisieren helfen.

4.5.4 Der Umgang mit Problemen ...

Probleme, die auftreten, werden in einem gesamtgemeinschaftlichen Rahmen angegangen, wenn sie die gesamte Gemeinschaft betreffen und auf dem persönlichen Wege nicht gelöst

werden können. Im individuellen Umgang und der persönlichen Verarbeitung äussern sich die Probleme als zusätzliche Belastung.

... auf der gemeinschaftlichen Ebene

Angelegenheiten, welche die gesamte Hausgemeinschaft betreffen, werden in den regelmässigen Haussitzungen (vgl. Kap. 4.4.1) besprochen in denen E. als *Coach* involviert ist und über die Probleme Bescheid weiss. Es werde jeweils versucht eine Konsenslösung herbeizuführen, mit der alle einverstanden seien. Abstimmen tue man nicht, auch wenn man sich über gewisse Dinge nicht einigen könne. Manche sehen es so, dass man als Einzelperson selber relativ wenig Gewicht habe, weil es aufgrund der Gruppenbildung gewisse Machtkämpfe gebe. Es sei schwer, schliesslich einen Entscheid durchzubringen. Man habe im Allgemein das Gefühl, dass es dann so gemacht werde wie es ein paar wenige sagen.

Die grösste Herausforderung sei in der momentan schwierigen Situation, das Ungleichgewicht zwischen den InitiatorInnen und den anderen BewohnerInnen der Hausgemeinschaft auszugleichen. Während der Interviewphase wurde von den BewohnerInnen an einem gemeinschaftlichen Lösungsansatz für diese eine Problematik gearbeitet, wodurch die ohnehin angespannte Atmosphäre im Haus weiter an Intensität gewonnen habe. Die Situation sei schliesslich gewissermassen eskaliert. Man habe nun aber insofern eine Lösung gefunden, dass sich die InitiatorInnen für eine Weile aus dem alltäglichen Leben in der Hausgemeinschaft zurückgezogen und ihre Verpflichtungen abgegeben hätten.

... auf der persönlichen Ebene

Bevor ein Problem auf die gemeinschaftliche Ebene gehoben wird, werde versucht, ein Problem zuerst im Persönlichen untereinander zu regeln. Dies sei allerdings manchmal schwierig mit Leuten, mit denen man nicht gut kommunizieren könne. Entweder „knalle“ es irgendwo oder dann sei es so, dass man den Kopf einziehe, sich aus dem Weg gehe und sich bei Streitigkeiten anderer raus halte. Die Befindlichkeit von jeder Person sei anders. Die Streitigkeiten im Haus belasten die einen mehr und die anderen weniger. Die Belastung könne einem durchaus auf den Magen schlagen, wenn man merke, dass sich ein paar zusammen tun, um an der nächsten Sitzung gegen einen zu „pulvern“. Es sei auch nicht schön, wenn man sich wegen eines Streits aufrege und deshalb nicht gut schlafen könne, wenn man ohnehin schon unter Schmerzen litte. Das sei dann eine reine Nervensache.

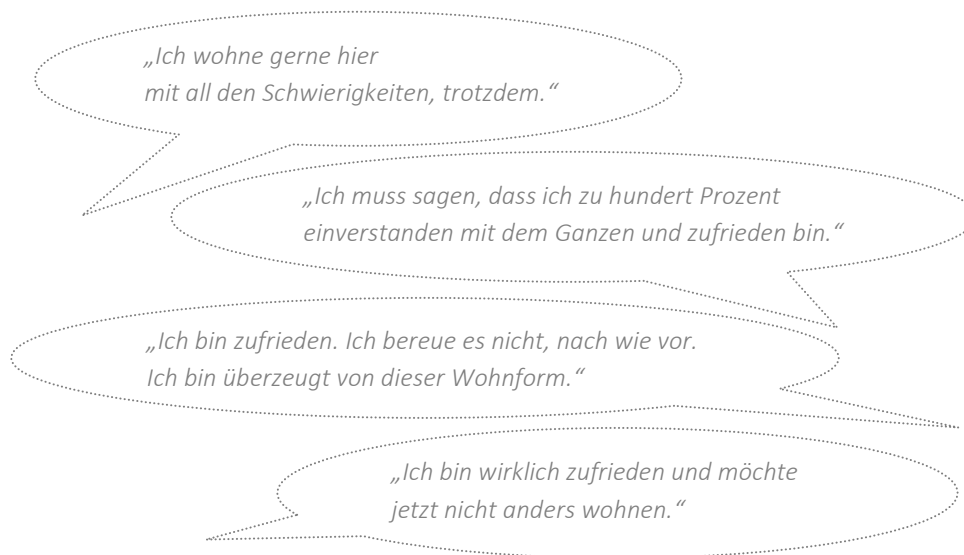
4.6 Zufriedenheit mit der Wohnsituation

Die positiven wie auch die negativen Wohnaspekte werden von den BewohnerInnen unterschiedlich schwer gewichtet. Die Zufriedenheit stellt diesbezüglich eine Gesamtbeurteilung der Wohnsituation dar und ergibt sich aus dem Abwägen der positiven und negativ beurteilten Wohncharakteristika. Die zwei folgenden Kapitel dienen zur Veranschaulichung der Zufriedenheit im Generellen wie auch in Bezug auf die physisch-materielle Anordnung und die Wohnumgebung.

4.6.1 Im Allgemeinen

Trotz der insgesamt angespannten Atmosphäre im Haus und manchen negativen Erfahrungen, sind die BewohnerInnen mit ihrer Wohnsituation zufrieden (siehe Abb. 6). Die schönen positiven Dinge (vgl. Kap. 4.5.1) würden im Allgemeinen überwiegen:

Abb. 6: Meinungen zur Gesamtzufriedenheit mit der Wohnsituation



Quelle: Eigene Darstellung

Die Wohnform der Hausgemeinschaft trifft bei jeder der befragten Personen auf Zustimmung. Das Konzept vom Wohnen in einer Hausgemeinschaft sei gut und habe sich soweit erfüllt. Man würde sich im Nachhinein wieder für das Wohnen in der Hausgemeinschaft entscheiden. Alle der befragten Bewohnenden würden das hausgemeinschaftliche Wohnen weiterempfehlen. Für die derzeitige Wohnsituation müsse nun einzig noch ein besserer Modus Vivendi gefunden werden.

4.6.2 Baulich und die Wohnung betreffend

Neben den gemeinschaftlichen Aspekten unterstreichen die BewohnerInnen - bei der Frage nach der Zufriedenheit ihrer Wohnsituation - die Wichtigkeit der physisch-materiellen Ausgestaltung des Gebäudes. Die eigene Wohnung ist für jede Person im Haus das Herzstück der gesamten Hausgemeinschaft. Sie sei der private Rückzugsort, in den man sich, wenn man wolle, vom Gemeinschaftsleben im Haus absondern könne. Nicht zuletzt sei jede Person - trotz der Gemeinschaft - für sich. Einige betonen ausdrücklich, dass ihnen ihre Wohnung sehr gut gefalle und sie sie nicht mit einer anderen im Haus tauschen wollten. Es sei grosszügig, hell, schön neu, ruhig, man habe eine schöne Aussicht ins Grüne usw. und es sei eine Wohnung, die man bezahlen könne. Es sei schwierig etwas Vergleichbares für diesen Preis zu kriegen:

„Für diesen Preis findet man nicht so schönes. Und wo findet man es noch, wo man draussen sitzen kann und nur Wiese sieht?“ (B5)

Es wird generell auch begrüsst, dass es sich bei den Wohnungen um Miet- und nicht Eigentumswohnungen handelt. Ein paar der BewohnerInnen wären ansonsten nicht mit eingezogen. Als MieterIn könne man jederzeit wieder gehen. Es sei eben schon ein Wagnis und niemand könne wissen, wie es tatsächlich rauskomme.

Im Haus gibt es Ein- bis Dreizimmerwohnungen. Die Wohnungsgrösse wird überwiegend als passend angesehen. Als Einzelperson brauche man nichts Grösseres und ansonsten gebe es schliesslich die Ausweichmöglichkeit auf die gemeinschaftlich nutzbaren Räume. Die BewohnerInnen in den grösseren Wohnungen äussern sich allerdings zufriedener als jene in den kleineren Wohnungen. Die kleineren Wohnungen werden von Personen bewohnt, die erst später zur Hausgemeinschaft hinstiessen - zu einem Zeitpunkt als die Mehrheit der interviewten Personen bereits eingezogen war (vgl. Kap. 4.3.3 „Problematik der Nachzügler“).

4.6.3 Mit der Wohnumgebung

Die Wohnumgebung im Dorf gefällt den BewohnerInnen landschaftlich gut. Man sei schnell in der Natur, könne in dem hügeligen Umland wandern gehen und habe einen schönen Ausblick ins Grüne. Wenn man eines Tages nicht mehr fähig sein sollte nach draussen zu gehen, könne man weiterhin die gute Luft und die Umgebung geniessen. Im Gegensatz zur bewaldeten Umgebung, gefällt das Dorf selber jedoch nicht allen. Architektonisch und von der Bauordnung her sei es nichts Schönes:

„Das Tal finde ich landschaftlich schon noch schön, aber ich finde einfach, dass N. (Name vom Dorf) ein bisschen... Ja, wie soll ich das sagen... Die haben, ich glaube, bei der Planung irgendwie ein paar Sachen vergessen, ich sage es jetzt einmal so.“ (B6)

„Es gibt wenige Häuser, die mir gefallen (lacht).“ (B4)

Der Standort von der Hausgemeinschaft liegt in einem flachen Talboden, was sehr geschätzt wird und von wo aus sich der Dorfkern mit Einkaufsmöglichkeiten, Stationen des öffentlichen Verkehrs, Kirche etc. in Gehdistanz befindet. In der Nähe gibt es zudem ein Naherholungsgebiet mit See, wo die BewohnerInnen gerne hingehen und welches mit dem Auto oder dem öffentlichen Verkehr zu erreichen ist. Das Dorf sei mit dem öffentlichen Verkehr gut erschlossen. Man komme schnell in die nächstgelegene Stadt. Was vereinzelt jedoch als störend empfunden wird, ist das hohe Verkehrsaufkommen auf den Strassen, bei dem man als AutofahrerIn oder FussgängerIn sehr aufpassen müsse:

„Der Wald ist fantastisch. Aber, die Strasse ist... Gerade, wenn man kein Auto hat. Ich fahre fast jeden Tag mit dem Bähnli [...] das ist so ein wahnsinniger Verkehr mit so vielen riesigen Autos und auch die Landwirtschaft.“ (B4)

Vor dem Gebäude der Hausgemeinschaft gebe es zwar kein Autoverkehr, doch habe man regelmässig Lärm von den mit Velos und „Töffli“ vorbeisenden SchülerInnen und auch ab und zu Abfallresten auf dem Rasen vor dem Haus.

Die ländliche Lage ist für manche zudem etwas zu abgeschieden, insb. wenn sie vorher in einer eher städtischen Umgebung wohnten und der Grossteil ihres Bekanntenkreises nach wie vor dort ist:

„Es ist zu weit weg. Hierhin kommt mich niemand einfach so besuchen.“ (B6)

Es brauche Planung, wenn man etwas unternehmen oder abends noch in die Stadt gehen möchte. Wenn man auf den öffentlichen Verkehr angewiesen ist, müsse man sich eben anpassen. Ab und zu schaffe man es aber, dass man sich untereinander mit jemandem, der ein Auto hat, arrangieren könne.

Der Standort für die Hausgemeinschaft wurde von den InitiatorInnen ausgewählt (vgl. Abb. 3). Auf der Suche nach einem geeigneten Standort achteten sie darauf, dass die Hausgemeinschaft in einem ländlichen Gebiet mit Blick ins Grüne und doch zentrumsnah - in der Nähe von Einkaufsmöglichkeiten - gebaut werden kann. Der Untergrund sollte möglichst eben sein, damit z.B. eines Tages auch Spaziergänge mit dem Rollator ums Haus herum möglich wären.

Die BewohnerInnen schätzen es, dass sie vom gewählten Standort schnell in der Natur sind und von ihren Wohnungen die Aussicht auf Bäume, Wälder und auf die nahegelegenen Hügelketten geniessen können. E. von der Genossenschaft hingegen resümiert, dass man am Standort der Hausgemeinschaft - im Nachhinein betrachtet - nicht nochmals ein solches Wohnprojekt realisieren helfen würde: „Den Standort habe ich völlig unterschätzt“. Das Tal, in dem die Gemeinde liegt, entvölkere sich. Das Dorf habe keine Sogwirkung, auch als Bezirkshauptort nicht. Der Steuerfuss könnte dafür ein Grund sein, da er höher liege als in den umliegenden Gebieten. Ein Ehepaar z.B. habe für die Hausgemeinschaft wieder abgesagt, weil es lieber in eine Wohn-gemeinde gezogen sei, wo die Steuerbelastung niedriger sei. Die Gemeinde in der die Hausge-meinschaft liegt wollte sich zudem nicht mit einem Darlehen an der Genossenschaft beteiligen. Man habe sie angefragt mit dem Gedanken, dass die Gemeinde dadurch als eine Akteurin invol-viert werden könnte und dem Projekt somit Rückhalt geben würde. Der offizielle Charakter der Unterstützung wäre wichtig gewesen, wichtiger als ein finanzielles Darlehen. E. meint, dass es bei manchen Entscheidungen, die in der Entstehungsphase gefällt werden mussten, wohl eine andere Situation gegeben hätte, wenn mit einem klaren „Ja“ oder „Nein“ der Gemeinde hätte weiter entschieden werden müssen.

5 Diskussion und Beantwortung der Forschungsfrage

Das Wohnen in der Hausgemeinschaft wird von den befragten BewohnerInnen äusserst vielseitig erlebt. Die Betrachtungsweise der Einzelperspektiven zeigt, dass das individuelle Bild der Wohnform „Hausgemeinschaft“ entsprechend variiert und sich unter verschiedenen Gesichtspunkten neu zusammensetzt. In den nachfolgenden Kapiteln werden die Untersuchungsergebnisse dieser Arbeit in Bezug auf die in Kapitel 1.2 dargelegten Forschungsfrage(n) diskutiert. Es folgt zuerst eine Erörterung darüber, wie die BewohnerInnen das hausgemeinschaftliche Wohnen definieren und welche Vor- und Nachteile sie diesbezüglich sehen. Daran anschliessend ist in Kapitel 5.2 ausgeführt, wie von den BewohnerInnen Aspekte des Alter(n)s thematisiert und in den Zusammenhang des Wohnens gebracht werden. Abschliessend wird darauf eingegangen, inwiefern sich die Eigenheit des Privatinitiierten in den Sichtweisen der BewohnerInnen widerspiegelt und welche Chancen und Grenzen mit dem Wohnen in einer bewohnerinitiierten Altershausgemeinschaft in Bezug auf die Partizipationsmöglichkeiten der Bewohnenden verbunden werden.

5.1 Die Hausgemeinschaft - ein komplexes Gefüge sozialer Beziehungen

Das Wohnen in der Hausgemeinschaft wird von den befragten BewohnerInnen nicht als etwas eindeutig Definierbares dargelegt. Wie Abbildung 5 veranschaulicht, herrscht unter den befragten BewohnerInnen eine Vielzahl von Gesichtspunkten vor, unter denen sie ihre Wohnsituation in der Wohnform „Hausgemeinschaft“ charakterisieren. Eine präzise und einheitliche Definition der Hausgemeinschaft ist aus dieser Vielfalt an Charakteristika nicht abzuleiten und scheint für die BewohnerInnen selber nicht relevant zu sein. Die Wohnsituation wird anhand der eigenen alltäglichen Wohnerschaft beschrieben, die sich fortwährend aufs Neue zusammensetzt und aus der Perspektive der eigenen Motiven und Erwartungen beurteilt wird. Die thematisierten Probleme werden versucht, analysierend zu ergründen (vgl. Kap. 4.5.3), was verdeutlicht, dass sich die befragten BewohnerInnen gewisser Wechselwirkungen im gemeinschaftlichen Wohnen bewusst sind. Zudem scheint das Wohnen in der Hausgemeinschaft für die befragten BewohnerInnen stark von den sozialen Beziehungen zu anderen BewohnerInnen der Hausgemeinschaft geprägt zu sein. Bereits im Vorfeld des eigentlichen gemeinschaftlichen Wohnens wurde dem Thema im Sinne von „mit anderen zusammen und trotzdem selbständig“ durch die eigenen Vorstellungen über das Wohnen im Alter sowie durch den Aushandlungsprozess während der Planungs- und Bauphase viel Bedeutung aufgeladen. Die Aussicht auf regelmässige soziale Kontaktmöglichkeiten im unmittelbaren Wohnumfeld nimmt bei den angegebenen Beweggründen (v.a. „nicht alleine alt werden“ und „zusammen mit andern...“) einen wichtigen Stellenwert ein.

Ebenso bringen die befragten BewohnerInnen die positiv wie auch die negativ bewerteten Aspekte der heutigen Wohnsituation in der Hausgemeinschaft in erster Linie mit den Kontakten zu anderen BewohnerInnen in Verbindung. Es brauche gegenseitige Toleranz, Offenheit aufeinander zuzugehen (Integration) und Flexibilität, um aufeinander eingehen zu können (vgl. Tab. 3). Die physisch-materielle Infrastruktur wirkt dagegen weniger relevant, obwohl ihr insbesondere in der eigenen Wohnung viel Aufmerksamkeit zugeteilt wird und die Zufriedenheit der BewohnerInnen wiederum mit dem Wohlbefinden in der eigenen Wohnung zusammenhängt (vgl. Kap. 4.6.2). Die deutliche Gewichtung der sozialen Dimension der Hausgemeinschaft legt daher nahe, dass die Hausgemeinschaft von den BewohnerInnen als ein komplexes Gefüge sozialer Beziehungen wahrgenommen wird, in dessen Beziehungsnetz sie sich als Teil der Gemeinschaft eingebunden sehen.

Im Spannungsfeld zwischen Individualismus und Gemeinschaft?

Die von den BewohnerInnen geäußerten Vorstellungen von Selbständigkeit und Unabhängigkeit liessen eigentlich vermuten, dass sich die Bewohnerschaft in einem Spannungsfeld zwischen Individualismus und Gemeinschaft befände. Wie es allerdings in Kapitel 4.2.2 ausgeführt ist, ermöglicht das Wohnen in der Hausgemeinschaft für die befragten BewohnerInnen ein „sowohl als auch“. Es wäre daher sinnvoll, das Verständnis von Selbständigkeit oder auch der häufig genannten Selbstbestimmtheit näher zu ergründen. Schwanen et al. (2012b) suggerieren, dass Unabhängigkeit im Alter eine mehrdimensionale und veränderliche Bedeutung hat und die eigene Unabhängig auch in einem gemeinschaftlichen Kontext sehr ausgeprägt wahrgenommen werden kann.

5.1.1 Eine gewöhnliche Art des Wohnens mit spezifischen Vorteilen

Die befragten Personen sehen das Wohnen in der Hausgemeinschaft weder als eine klar abgrenzbare eigene Wohnform, wie es in der Literatur mittels schematischer Einteilung suggeriert wird (vgl. Höpflinger, 2009:142; Jann, 2012), noch betiteln sie das Wohnen in der Hausgemeinschaft als eine neue oder alternative Art des Wohnens. Sie betrachten ihr Wohnen vielmehr als eine gewöhnliche Art des Wohnens, wie sie auch andernorts anzutreffen sei. Für die Charakterisierung der Hausgemeinschaft werden diesbezüglich Vergleiche mit Wohnsituationen gemacht, die von den BewohnerInnen selber erfahren wurden. Es werden Eigenheiten beschrieben, die in der Hausgemeinschaft - verglichen mit anderen Wohnsituationen - entweder verstärkt (z.B. Erwartung gegenseitiger Hilfeleistung, Nähe...) oder abgeschwächt (z.B. Alleinsein, Belastung durch Haushaltsarbeiten...) zum Ausdruck kommen und nicht als Phänomene angesehen werden, die in der Hausgemeinschaft neu auftreten würden oder nicht mehr vorhandenen wären.

Bei den erwähnten Veränderungen handelt es sich zudem meist um zusätzliche Vorteile für die Bewohnenden. Glass & Vander Plaats (2013:440) bekräftigen mit ihrem Konzept "*aging better together intentionally*", dass die Effekte des gemeinschaftlichen Alterns zu einer Verbesserung der eigenen Lebensqualität führen: „Elder cohousing may not be ideal for everyone, but it offers significant advantages for people who want to co-create their aging experience with others and make it as positive as possible.“ Die befragten BewohnerInnen zeigen gegenseitiges Verantwortungsgefühl und eine hohe Achtsamkeit (z.B. nachschauen gehen, wenn etwas nicht in Ordnung zu sein scheint). Die gegenseitige Unterstützung umfasst mehr als gegenseitige Aushilfsleistungen wie z.B. einkaufen gehen, wenn jemand krank ist (vgl. Glass, 2013). Das hausgemeinschaftliche Wohnen bietet den BewohnerInnen ein Sicherheitsnetz, ohne dafür Serviceleistungen von Dritten in Anspruch nehmen zu müssen (Glass, 2013:365). Die Gesamtzufriedenheit unter den befragten BewohnerInnen ist trotz gewisser Herausforderungen hoch. Dies veranschaulicht, dass die positiven Aspekte des gemeinschaftlichen Wohnens für die befragten BewohnerInnen einen hohen Stellenwert haben. Es konnte ebenso gezeigt werden, dass das Gefühl von Sicherheit im Sinne von „wenn etwas sein sollte, wäre jemand da“ und der Wunsch nicht alleine älter zu werden, besonders bedeutend sind für die befragten BewohnerInnen (siehe auch Choi, 2004; Tyvimaa, 2011; Glass, 2013; Glass & Vander Plaats, 2013).

5.1.2 Eine Gemeinschaft mehrerer Gemeinschaften

Die von den BewohnerInnen wahrgenommene Gruppenbildung, die sich stockwerkabhängig, beziehungsstandmässig und geschlechterabhängig vollzieht (vgl. Kap. 4.5.3 „Ab- und Ausgrenzung“), lässt darauf schliessen, dass der Wohnalltag der BewohnerInnen vorwiegend durch die sozialen Interaktionen innerhalb dieser kleineren Gruppierungen geprägt ist. Die Gesamtgemeinschaft tritt selten in Erscheinung und ist im Alltag weniger präsent (vgl. Kap. 4.4.1). Die BewohnerInnen bewerten differenziert zwischen der (gut bis sehr guten) Situation in den kleineren Gemeinschaften und der (zurzeit eher problematischen) Gesamtsituation. Daraus lässt sich ableiten, dass die Hausgemeinschaft in der Wahrnehmung der BewohnerInnen überwiegend nicht als eine einheitliche Gemeinschaft erlebt wird, sondern vielmehr als Konglomerat aus verschiedenen, kleineren Gemeinschaften mit engem Zusammenhalt. Nach Glass & Vander Plaats (2013) erfüllen solch kleinere Gruppen eine wichtige Kommunikationsfunktion und bieten den BewohnerInnen die Gelegenheit, sich auszutauschen und über Probleme zu reden.

Wenn es darauf ankomme, sei aber auf die Gesamtgemeinschaft Verlass. Man könne damit rechnen, dass man von jeder Person aus der Bewohnerschaft Hilfeleistung bekomme, wenn man sie brauche. Dies habe sich in Situation mit z.B. schweren Erkrankungen bereits mehrfach

bewahrheitet. Trotz zwischenmenschlicher Differenzen, ist eine gesamtgemeinschaftliche Solidarität spürbar. Lawrence & Schiller Schigelone (2002:700) umschreiben diese Grundsolidarität mit der Metapher „im selben Boot sitzen“: „[...] the feeling of being “in the same boat” with others facing similar challenges, can pave the way for a culture of communal coping.“

5.2 Alter(n) als ein relationaler Differenzierungsprozess

Das Alter ist ein Thema, das von den befragten BewohnerInnen in den Interviewgesprächen vorwiegend auf die Zukunft hin orientiert angesprochen wird und in der Schilderung über das Wohnen in der Hausgemeinschaft eher untergeordnet zur Sprache kommt. Die BewohnerInnen fühlen sich nicht alt, obschon für sie altersbedingte Einschränkungen durchaus bemerkbar sind. Die Rede ist nicht von „alt sein“, sondern von „alt werden“. Das „alt sein“ wird implizit mit Einschränkungen und einem Verlust der Selbständigkeit in Verbindung gebracht. Die befragten BewohnerInnen identifizieren sich allerdings geradewegs über die gegenteiligen Begriffe „selbstbestimmt“, „selbstständig“ und „unabhängig“. Die BewohnerInnen beschreiben sich mehrheitlich als aktiv, unternehmungslustig, interessiert und kommunikativ. Es wird ein Altersbild vermittelt, das der Kategorie der sogenannten „jungen Alten“ (vgl. Kap. 2.1) entspricht. Schwanen et al. (2012a:1292) bestätigen, dass Personen, die theoretisch aufgrund ihres Lebensalters als alt angesehen werden könnten, selber oft ein negativ konnotiertes Verständnis von Alter haben und sich deswegen in ihren alltäglichen Praktiken und Gesprächen von den defizitären Stereotypen zu distanzieren versuchen. Die eigene momentane Lebensphase wird von den befragten BewohnerInnen mehrheitlich als eine Phase wahrgenommen, in der sich neue Chancen ergeben und bisher vernachlässigte Komponenten z.B. bezüglich sozialer Kontakte oder Gartenarbeiten ausgelebt werden können (vgl. Höpflinger, 2009:36).

Das barrierefrei gestaltete Raumdesign des Gebäudes und die geteilte Arbeitsaufteilung mit den „Ämtli“ tragen dazu bei, dass die BewohnerInnen in der Hausgemeinschaft ihre altersbedingten Grenzen weniger zu spüren bekommen, als in ihren vorherigen Wohnsituationen, wo etwa der Haushalt und die Gartenarbeit als eine zunehmende Belastung empfunden wurde. Schwanen et al. (2012b) konnten Ähnliches feststellen und argumentieren, dass durch Hilfsmittel der räumlich-materiellen Infrastruktur (inklusive technologisches Zubehör) altersbedingte körperliche Einschränkungen in den Hintergrund rücken. Andrews et al. (2007) erläutern, dass das Bewusstsein von Alter(n) in enger Wechselwirkung mit einem Ort (*place*) steht. Das Alter(n) als Prozess der sozialen Differenzierung ist, wie der Ort „Hausgemeinschaft“ (vgl. Kap. 2.2.2), Gegenstand einer permanenten Neuaushandlung und *embodied*, *emplaced* und *relational* zugleich (vgl. Schwanen et al., 2012a:1292). „[...] age and aging [...] are produced as entwined processes

through the coming together of bodies, images, ideas, practices, artefacts, buildings and so forth" (Schwanen et al., 2012a:1293). Die Wohnform der Altershausgemeinschaft kann demnach als ein Ort gesehen werden, der durchaus eine verjüngende und vitalisierende Wirkung auf die Wahrnehmung der Bewohnenden hat, wie von McHugh (2007) am Beispiel von US-amerikanischen *retirement communities* aufgezeigt. Durch eine relativ altershomogene Zusammensetzung einer Bewohnerschaft wird das eigentliche Alter relativiert: „[...] these are places where everybody is old so nobody is old“ (McHugh, 2007:296). Choi (2004:1210) kommt zum Schluss, dass Variablen wie die Länge der Wohnperiode, *Gender* oder gemeinschaftliche Aktivitäten einen höheren Einfluss auf die Beurteilung der Wohnsituation haben als das Alter, die eigene Gesundheit oder die Grössendimensionen des Wohnprojekts.

Die befragten BewohnerInnen beabsichtigen im Allgemeinen möglichst lange in der Hausgemeinschaft ihr Älterwerden zu erleben, doch alt fühlen tun sie sich in der momentanen Situation (noch) nicht. Dies ist auch daran ersichtlich, dass das Thema Alter jeweils eher von Seiten der interviewenden Person in das Gespräch einfluss und vielfach erst als Reaktion auf ein konkretes Nachfragen näher ausgeführt wurde. Einzig von der ältesten befragten Person aus der Bewohnerschaft (Ende 70ig) wurde das Thema Alter auffällig offen und auch schon früh im Verlauf des Interviews aus eigener Initiative thematisiert. Anhand dieses einen Gesprächs wird deutlich, dass defizitäre Aspekte des Alterns von den Bewohnenden nicht ausgeblendet werden. Welche Aspekte allerdings mit einer defizitären Bedeutung aufgeladen sind, scheint variabel zu sein. Obschon die Bewohnenden gewisse altersbedingte gesundheitliche Einschränkungen haben, wird die Bezeichnung „alt sein“ mit einer späteren Lebensphase in Verbindung gebracht für die gravierendere altersbedingte Einschränkungen erwartet werden. Diese Beobachtung weist darauf hin, dass die Vorstellung und die Bedeutung des Alterns im Verlauf des persönlichen Alterungsprozesses angepasst werden, so dass sich daraus ein positives Selbstbild ergibt. Ziegler & Schwanen (2011) beschreiben eine solch kontrollierte Selbstwahrnehmung des Alterns im Zusammenhang mit verschiedenen Mobilitätsdimensionen älterer Leute. Ebenso vertreten Schwanen et al. (2012b:1314) einen multidimensionalen Ansatz für das Verständnis von Unabhängigkeit im Alter und begründen dies wie folgt mit der veränderlichen persönlichen Sichtweise älterer Leute: „Independence is mutable because people redefine the notion over time as their situation changes.“



Mit den einhergehenden Einschränkungen des Älterwerdens setzten sich alle der befragten BewohnerInnen während ihres persönlichen Entscheidungsprozesses für den Einzug in die Hausgemeinschaft auseinander. In den ausgeführten Motiven der BewohnerInnen (vgl. Kap. 4.2) ist ersichtlich, dass mögliche körperbedingte Einschränkungen im Alter für den Entscheid

des Einzugs durchaus mitberücksichtigt wurden. Dies zeigt, dass, als es darum ging, eine längerfristige Entscheidung zu treffen, die BewohnerInnen das Thema Alter(n) in ihre Überlegungen mit einbezogen hatten. Dies geschah allerdings zukunftsorientiert und wurde zudem ähnlich dargelegt, wie es in den Dokumentationen über die Hausgemeinschaft formuliert ist. Obwohl die Hausgemeinschaft im Hinblick auf das Wohnen im Alter initiiert worden ist und auch gezielt mit dem Wohnen in der zweiten Lebenshälfte geworben wird, charakterisieren die BewohnerInnen sich selber und die Hausgemeinschaft nicht primär übers Alter. Man habe nicht das Gefühl, dass es ein Haus sei nur mit alten Leuten, wie man vielleicht im Voraus glauben könnte.

5.3 Chancen und Herausforderungen aus projektbezogener Perspektive

Im Laufe des Forschungsprozesses zeichnete sich ab, dass aufgrund dessen, dass die Hausgemeinschaft von einem Teil der befragten Bewohnerschaft selber initiiert worden ist, die Hausgemeinschaft (v.a. aus der Sicht der InitiatorInnen) verstärkt als ein Projekt wahrgenommen und dargestellt wird in dem die Wohnsituation die letzte Entwicklungsphase repräsentiert (vgl. Abb. 3). Die InitiatorInnen wie auch jene BewohnerInnen, die während der Planungs- und Bauphase in der Kerngruppe dabei waren, haben durch ihre frühe Verbundenheit mit dem Projekt einen ausdifferenzierteren Zugang zur Wohnsituation als die später hinzugestossenen BewohnerInnen. In Tabelle 3 sind dazu nachfolgend aus einer projektbezogenen Perspektive die Chancen und Herausforderungen zusammengefasst, welche sich auf der individuellen und gemeinschaftlichen Ebene in Bezug auf die verschiedenartige Partizipationsmöglichkeit während des Entstehungsprozesses ergeben.

Tab. 3: Chancen und Herausforderungen der bewohnerinitiierten Hausgemeinschaft auf der individuellen und gemeinschaftlichen Ebene in Bezug auf die Partizipationsmöglichkeit im Entstehungsprozess

		Chancen	Herausforderungen
 <i>individuell</i>	InitiatorIn	<ul style="list-style-type: none"> - Selbstbestimmung - Selbstverwirklichung 	<ul style="list-style-type: none"> - Finanzierung - zeitlicher und emotionaler Aufwand
	Kerngruppenmitglied	<ul style="list-style-type: none"> - Mitwirkung an konzeptioneller und physisch-materieller Ausgestaltung 	<ul style="list-style-type: none"> - Kompromissfähigkeit - Flexibilität
	NachzüglerIn	<ul style="list-style-type: none"> - bestehende Struktur 	<ul style="list-style-type: none"> - Nachvollziehbarkeit - Anschluss - Akzeptanz bestehender konzeptioneller und physisch-materieller Ausgestaltung
 <i>gemeinschaftlich</i>		<ul style="list-style-type: none"> - Wille - Engagement - Know-How 	<ul style="list-style-type: none"> - Heterogenität - Integration - Konfliktfähigkeit - Toleranz - Rollenzuweisung - Erwartungshaltungen

Quelle: Eigene Darstellung

Je später eine Person zum Projekt der Hausgemeinschaft hinzu gestossen ist, desto schmaler gestaltete sich das Spektrum ihrer Partizipationsmöglichkeiten. Die NachzüglerInnen bekommen z.B. von der ökonomischen Dimension des Projekts lediglich noch die Ausläufer der Finanzierung zu spüren, die unter dem Mitwirken der InitiatorInnen und den Kerngruppenmitgliedern aufgestellt wurde (z.B. in Form von Einsparungen und Aufschieben bei der baulichen Realisierung). Für

die InitiatorInnen stellen sich vor allem die Herausforderungen der Kompromissfähigkeit und Flexibilität, da sie durch ihre frühe und intensive Auseinandersetzung mit dem Thema besonders stark von Idealen und Vorstellungen geleitet sind. Auf der gemeinschaftlichen Ebene stellen sich aufgrund des zeitlich unterschiedlichen Hinzukommens der BewohnerInnen Herausforderungen im Umgang mit verschiedenen Erwartungshaltungen oder etwa der Rollenzuweisung, bei der die BewohnerInnen sich untereinander selber die Kategorien „InitiatorIn“, „Kerngruppenmitglied“ und „NachzüglerIn“ zuschreiben. Die Rollenzuweisung ist insofern problematisch, weil mit den Rollenbildern Ungleichheiten verbunden werden, die in den Augen der BewohnerInnen auch in der Wohnphase spürbar sind, obwohl alle der BewohnerInnen in der heutigen Wohnsituation offiziell gleichberechtigte BewohnerInnen sind. Das Rollenschema äussert sich z.B. darin, dass gegenüber den InitiatorInnen eine gewisse Dankbarkeit empfunden wird für das, dass die Hausgemeinschaft existiert, was wiederum die Art des persönlichen Umgangs mit ihnen beeinflusst.

Die räumliche wie auch die emotionale Nähe (vgl. Kap. 4.5.3) fordert die BewohnerInnen. Das Zurechtkommen miteinander ist für die BewohnerInnen in der aktuellen Wohnsituation eine grosse Herausforderung: „[...] when people with little or no prior knowledge of each other are living together „in community“, residents were challenged simply in getting along with each other“ (Glass, 2013:359). Um dieser Herausforderung gewachsen zu sein, ist für die befragte Repräsentantin der Genossenschaft (E.) klar: „Man muss einfach erwachsen sein - simpel erwachsen. Man muss seine Stärken und Schwächen kennen. Man muss sich seinen Erwartungen bewusst sein.“

Der langjährige Projektverlauf, den gut die Hälfte der BewohnerInnen miterlebte, trägt insofern jedoch positiv zum Wohnen bei, dass unter diesen BewohnerInnen ein grosser Wille herrscht, dass sich die Hausgemeinschaft nachhaltig bewährt. Zum Gelingen des Projekts „Hausgemeinschaft“ bildet dieser Wille eine gemeinschaftliche Basis im Umgang mit den gegenwärtigen Schwierigkeiten. Die befragten BewohnerInnen, die als InitiatorIn oder Kerngruppenmitglied am Entstehungsprozess früh mitwirken konnten, äussern sich stolz darüber, was bisher erreicht worden ist. Den Herausforderungen sehen sie mit einer gewissen abenteuerlichen Spannung entgegen, wie sie auch von Glass & Vander Plaats (2013:440) im Zusammenhang mit einem von der Bewohnerschaft selbstverwalteten Alterswohnprojekt beschrieben wird. Der gemeinschaftlichen Ebene kommt zudem die hohe Bereitschaft der BewohnerInnen zugute, sich zu engagieren und die eigenen Fähigkeiten einzubringen. Die Studie von Choi (2004:1203-1204) mit über 500 befragten BewohnerInnen von gemeinschaftlichen Wohnformen verdeutlicht, dass unter den BewohnerInnen von bewohnerinitiierten Projekten eine allgemein grosse Bereitschaft ge-

genüber der Gemeinschaft herrscht, da für diese aus ideologischer Verbundenheit eine hohe Bereitschaft für das Wohnen in der Gemeinschaft einer der wichtigsten Beweggründe ist, in eine solche Wohnform zu ziehen. Zudem stellte Choi (2004:1204) fest, dass BewohnerInnen, die weniger lang in einer gemeinschaftlichen Alterswohnform wohnten, tendenziell persönlichere Motivationsgründe für den Einzug nannten und weniger aus ideologischen Überlegungen oder wegen einer erhofften geringeren Haushaltsbelastung in die Wohnform zogen. In dieser Arbeit trifft ebenfalls zu, dass die drei persönlicheren Beweggründe „passende Gelegenheit“, „pragmatische Überlegungen“ und „schwierige Lebensereignisse“ überwiegend von den NachzüglerInnen genannt wurden. Von den NachzüglerInnen war die Entscheidung für den Einzug vermehrt aufgrund von *Push*-Faktoren (d.h. aus der Situation heraus, dass die vorherige Wohnsituation aus Gründen wie z.B. einer schwierigen Lebenssituation verändert werden musste) getroffen worden und weniger aufgrund von *Pull*-Faktoren (d.h. v.a. aufgrund der Attraktivität welches das Wohnen in der Hausgemeinschaft ausstrahlte und weniger aufgrund der Unzufriedenheit mit der vorherigen Wohnsituation).

6 Schlussfolgerungen

In diesem abschliessenden Teil folgt im ersten Unterkapitel eine zusammenfassende Schlussbetrachtung der erhaltenen Ergebnisse. In einem weiteren Unterkapitel wird das methodische Vorgehen reflektiert und dessen Angemessenheit in Bezug auf die Fragestellung und die Fallgruppe diskutiert. Als letztes folgt ein Ausblick auf die Chancen der bewohnerinitiierten Altershausgemeinschaft sowie die weiterführende Forschungsmöglichkeiten in diesem Themenfeld.

6.1 Jung, unerfahren und verbesserungsfähig

Die Wohnsituation in der untersuchten Altershausgemeinschaft wird von den befragten BewohnerInnen als noch relativ jung, unerfahren und verbesserungsfähig beschrieben. Nach den ersten Wohnjahren in dem neu errichteten Gebäude haben sich die planerischen und baulichen Diskussionspunkte gelegt. Einige Spannungen aus dieser vereinnahmenden und stressigen Vorbereitungszeit sind zwar nach wie vor in der heutigen Wohnsituation spürbar, doch der Schwerpunkt liegt mittlerweile auf dem gemeinschaftlichen alltäglichen Miteinander. Da sich die Bewohnerschaft im Laufe des Entstehungsprozesses erst nach und nach zusammengefunden hat, sind in der heutigen Konstellation zwei Generationen vertreten: (1) die Pioniere, die das Projekt vor einigen Jahren aufgegleist hatten und in der Planungs- und Bauphase massgeblich mitwirkten; (2) die NachzüglerInnen, die in ein bereits umgesetztes Projekt reinkamen und sich in einer Wohnsituation wiederfanden, die auf Ideen und Vorstellungen beruhte, welche aus ihrer Sicht schwierig nachzuvollziehen sind. Als Beispiel kann hierbei die Strategie der Konsensfindung genannt werden, nach deren in den Haussitzungen versucht wird, Entscheide einstimmig zu beschliessen (vgl. Kap. 4.4.1). Eine Person, die als eine der letzten in die Hausgemeinschaft einzog, erwähnte, dass sie nicht begreife, weshalb keine Abstimmungen durchgeführt werden. Gemäss Glass (2013:363) sollte ein solches Unverständnis vermieden werden, indem die Bewohnenden über die gewählte Methode der Entscheidungsfindung vorgängig informiert und unterrichtet werden. Über eventuelle Zuständigkeiten solcher informativen Aufgaben wurde in den durchgeführten Interviews wenig gesprochen. Während der Planungs- und Bauphase waren es oft die InitiatorInnen, die als Ansprechpersonen fungierten und InteressentInnen Auskunft erteilten (vgl. Kap. 4.3.1). Damals fanden regelmässig Gespräche statt, in denen gemeinschaftlich über Vorstellungen, Wünsche und Erwartungen gesprochen wurde. In der Wohnphase scheint die Intensität des gegenseitigen Austausches nicht im gleichen Ausmasse fortgeführt zu werden. Die alle ein bis drei Monate abgehaltenen Haussitzungen sind die einzigen Gelegenheiten, zu welchen die gesamte Bewohnerschaft zusammenkommt, um über Anliegen des Wohnens zu diskutieren (vgl. Kap. 4.4.1). Häufig geht es dabei um räumlich-materielle Dinge und betrifft die

Benutzung der gemeinschaftlich nutzbaren Räume (vgl. Tab. 2). Die Zuständigkeiten beziehen sich vorgängig auf die „Ämtli“, welche hauptsächlich aus Aufgaben bestehen, die sich um den Unterhalt des Gebäudes drehen.

Wie in ähnlichen gemeinschaftlichen Alterswohnprojekten (vgl. Choi, 2004; Bamford, 2005; Tyvimaa, 2011; Glass, 2013) zeichnet sich die Bewohnerschaft durch einen hohen Anteil an Frauen und Alleinstehenden aus. Die Erfahrungen der befragten BewohnerInnen stimmen mit anderen Erfahrungsberichten (vgl. Glass, 2013) überein, dass es sich schwierig gestaltet, Ehepaare für das gemeinschaftliche Wohnen zu gewinnen. Das Verhältnis zwischen den BewohnerInnen ist geprägt von Rollenzuweisungen, die mit den unterschiedlichen Partizipationsmöglichkeiten im Entstehungsverlauf zusammenhängen. Als problematisch gilt insbesondere das Verhältnis zwischen den InitiatorInnen und den restlichen BewohnerInnen. Inwiefern sich das Wohnen in der dargestellten Altershausgemeinschaft längerfristig für die BewohnerInnen bewährt und sich der Umgang mit Problemen auf gemeinschaftlicher wie auch auf individueller Ebene entwickelt, kann mit der durchgeführten Momentaufnahme der Wohnsituation nicht gesagt werden. Bislang hat niemand aus der Bewohnerschaft altershalber ausziehen und in eine institutionelle Wohnform wechseln müssen. Es dürfte daher spannend sein, zu verfolgen, inwiefern sich das fortschreitende Altern der Bewohnenden auf das Wohnen in der Hausgemeinschaft auswirkt und wie damit umgegangen wird.

In dieser Arbeit hat sich bestätigt, dass für ältere Menschen der eigene Wohnraum ein wichtiges Refugium mit hoher Bedeutung darstellt und das Lebensalter für die Beantwortung vieler Fragen weniger ausschlaggebend ist als andere Aspekte (Seifert & Zimmerli, 2012:4;12;27). Das Wohnen in der Hausgemeinschaft bietet den BewohnerInnen ein Sicherheitsnetz (vgl. Kap. 5.1.1), das ihren Wohnbedürfnissen nach Gemeinschaft und Privatsphäre gleichermassen nachkommt. Die Ausführungen zum Zugang zur Wohnform und zum Weg ins Projekt in Kapitel 4.1 offenbaren zudem eine bemerkbare Bestimmtheit in der Vorgehensweise, wie die BewohnerInnen sich der untersuchten Altershausgemeinschaft angenähert haben. Nach Zimmerli & Vogel (2012:75) bewegen sich *Babyboomer* generell sehr versiert und selbständig auf dem Wohnungs- und Immobilienmarkt.

„Ältere Menschen sind keine Sonderfälle, die Sonderwohnungen brauchen. [...] Sie möchten - genau wie junge Leute - ihre Wohnsituation frei wählen und weitgehend unabhängig von fremder Hilfe leben“ (Bohn, 2008:185).

6.2 Reflexion des methodischen Vorgehens

Das methodische Vorgehen bei der Datenerhebung und der Datenauswertung hat sich für den gewählten qualitativen Forschungsansatz bewährt. Die Leitfadeninterviews nach Helfferich (2011:178-192) erwiesen sich als angemessen in Bezug darauf, dass dem Gesprächsverlauf damit eine Strukturierung vorgegeben werden konnte, so dass erzählerische Einschübe durchaus zugelassen werden konnten und dennoch ein zu weites Abschweifen der Erzählenden umgangen werden konnte. Der Fokus konnte, wenn nötig, mühelos auf die hausgemeinschaftliche Wohnsituation zurückgeführt werden. Nach dem ersten Interviewgespräch wurden gewisse Anpassungen am Leitfaden vorgenommen. Die angepasste Version liess sich gut für alle darauffolgenden Interviews verwenden und musste nicht weiter modifiziert werden. Der chronologische Aufbau erwies sich ebenso als geeignet. Die BewohnerInnen konnten losgelöst von etwaigen zwischenmenschlichen Problematiken an einem von ihnen selbst gewählten Punkt zu erzählen beginnen. Durch die Flexibilität in der Anwendung des Leitfadens konnte auf den individuellen Erzählverlauf der interviewten Personen ebenfalls gut eingegangen werden. Mit dem thematischen Kodieren nach Flick (2007:402-409) konnten in einer relativ freien Umsetzungsweise die Vergleiche zwischen den Einzelfällen ausgearbeitet werden. Die Datenauswertung gestaltete sich in dem mehrstufigen Vorgehen allerdings als relativ (zeit-)aufwändig. In Anbetracht der Anonymisierung der Daten erwies sich die vollständige Transkription der Interviewgespräche letztlich als eher zu detailliert. Es wurde eine relativ grosse Datenmenge generiert, die im Laufe der Interpretation geschmälert werden musste und dabei (zusätzlich zum Transkribieren) viel Zeit in Anspruch nahm.

Da die grosse Mehrheit der Bewohnerschaft an der Untersuchung teilnahm, konnte ein breiter Einblick in die Wohnsituation aus verschiedenen Perspektiven der Altershausgemeinschaft aufgegriffen werden. Nach der ersten Auswertungsphase konnten mit dem „Experteninterview“ zusätzlich fallspezifische Fragen geklärt werden. Durch die zeitliche Aufteilung der Interviews auf den Zeitraum von Juli bis November 2013 konnte ein etwas längerer Entwicklungsverlauf beobachtet werden, was sich hinsichtlich des Umgangs mit Problemen auf der gemeinschaftlichen Ebene als aufschlussreich herausstellte. Unter den befragten Personen herrschte generell eine grosse Erzählbereitschaft. Aufgrund gewisser Spannungen und negativen Gruppenerfahrungen in den Haussitzungen, hätte eine gruppengestützte Interviewmethode die persönliche Offenheit vermutlich gehemmt.

Die Atmosphäre in den Wohnungen und dem Gemeinschaftsraum, wo die Interviewgespräche stattfanden, war angenehm und die Gespräche mussten nicht unter einem besonderen Zeit-

druck durchgeführt werden, da die Mehrheit der befragten BewohnerInnen pensioniert ist und ihren Alltag vorwiegend in der Hausgemeinschaft verbringt. Die Termine für die Interviews konnten unproblematisch festgelegt werden. Die Interviewsituationen vor Ort im Gebäude der Hausgemeinschaft erlaubten zudem direkte Beobachtungen und eine persönliche Erfahrungsweise der physisch-räumlichen Anordnung. Die BewohnerInnen zeigten sich zum Teil sehr dynamisch während des Interviews, indem sie aufstanden, herumgingen, Fotos und sonstige Dokumentationen hinzuzogen, die Wohnung und die Einrichtung präsentierten und mit Gestik und Blicken durchs Fenster auf die Wohnumgebung aufmerksam machten.

Die explorativ ausgelegte Fragestellung erachte ich aufgrund meines anfänglich eher geringen Vorwissens in diesem Forschungsbereich als angemessen. Die offene Fragestellung erlaubte mir einen Überblick über das Wohnen in der Hausgemeinschaft zu gewinnen, ohne dass ich aus Unwissenheit bereits im Voraus relevante Aspekte ausgegrenzt hätte.

6.3 Ausblick und Schlusswort

Die bewohnerinitiierte Altershausgemeinschaft widerspiegelt die Wohnbedürfnisse von VertreterInnen der *Babyboom*-Generationen, welche über Jahrzehnte hinweg mit der Tendenz einer verstärkten Individualisierung in Zusammenhang gebracht wurden (vgl. Höpflinger, 2012:25). Es stellt sich die Frage, wie diese Individualisierung in Anbetracht mit dem Wohnen in einer bewohnerinitiierten Altershausgemeinschaft interpretiert werden kann. Wird der Individualisierung damit entgegengewirkt oder repräsentiert die Altershausgemeinschaft eine Verstärkung der Individualisierung auch im Alter? Handelt es sich um eine Trendwende (vgl. Höpflinger, 2012:25) oder um eine Fortsetzung des Trends in Form von aktiver Selbsthilfe im Alter? Das altersgerecht gestaltete Wohnumfeld der untersuchten Altershausgemeinschaft bietet den Bewohnenden die Möglichkeit, die als wichtig erachtete Selbständigkeit und Unabhängigkeit während des fortschreitenden Alterungsprozesses so lange wie möglich zu bewahren und defizitären Alterseinschränkungen mit sozio-räumlichen Massnahmen entgegenzutreten. Die Initiative für die Realisierung einer bewohnerinitiierten Altershausgemeinschaft liegt bei den Bewohnenden selber. Sie schaffen damit eine Wohnalternative zum bestehenden Wohnangebot, welches ihre Ansprüche augenscheinlich nicht abzudecken vermag.

„Cohousing for older people is ‘not a way of living for alternative people: it is an alternative for ordinary people’”(Bamford, 2005:46).

Der Anteil an bewohnerinitiierten Altershausgemeinschaften in der Schweiz dürfte verschwindend klein sein (vgl. Höpflinger, 2009; Chiodelli & Baglione, 2013; Otto, 2013). Das Interesse am Wohnen in einer Altershausgemeinschaft ist gering. Wie die Studie von Seifert & Schelling

(2013:22-23) mit über 1'500 befragten älteren BewohnerInnen der Stadt Zürich zeigt, steht die Altershausgemeinschaft weit unten auf der Präferenzliste der bevorzugten Wohnformen.

Wie die vorliegende Arbeit aufzeigt, ist die Initiierung eines solchen Wohnprojekts mit grossem persönlichen Aufwand verbunden (vgl. Kap. 4.3). Der Entwicklungsprozess von der ersten Idee bis zur realisierten Wohnform verläuft über Jahre und nimmt ein hohes Mass an Planungszeit in Anspruch. Für die initiierende Bewohnerschaft ist die Realisierung ein spannendes und herausforderndes Vorhaben, aber zugleich auch ein Risiko. Die Altershausgemeinschaft ist ein komplexes Gebilde mit schwierig abzuschätzenden Dynamiken. Um das persönliche Risiko zu minimieren, stützen sich die Bewohnenden der untersuchten Altershausgemeinschaft auf eine genossenschaftliche Zusammenarbeit. Es wird spannend sein, zu beobachten, wie sich der Markt solcher Genossenschaften vor dem Hintergrund der demographischen Alterung und dem anhaltenden Wachstum der Bauinvestitionen in der Schweiz (BFS, 2013c) entwickeln wird. Im Hinblick auf die weiterführende Forschung wäre es spannend, das Modell der bewohnerinitiierten Altershausgemeinschaft im Kontext der Neoliberalisierung zu untersuchen und den Diskurs zur Privatisierung altersgerechten Wohnens auszuführen:

„ [...] *the promotion of independence in later life is linked to neoliberal systems of governance in the Anglo-American world [...]. This promotion is an integral part of the neoliberal shifts in and rescaling of responsibilities with regard to health, wellbeing and social care from state to the level of older people themselves [...]*” (Schwanen et al., 2012b:1313).

Angesichts der anwachsenden älteren Bevölkerungsgruppe liegt in privatinitiierten Alterswohnvorhaben nicht zuletzt ein enormes Entwicklungspotential, um die bestehenden und meist ausgelasteten institutionellen Alterswohnangebote zu ergänzen. Die bewohnerinitiierte Altershausgemeinschaft kann wichtige Wohnbedürfnisse erfüllen und so eine sinnvolle Wohnlösung für ältere Personen sein. Die selbständige Initiierung und die Teilhabe an der Entstehung erfordern viel Engagement. Lust und Frust liegen dicht beieinander. Seines Alters sollte man sich bewusst sein, damit man frühzeitig mit den Überlegungen für eine altersgerechte und den eigenen Bedürfnissen und Möglichkeiten angepasste Wohnsituation beginnt.

Die Resultate der vorliegenden Masterarbeit leisten einen fundierten Beitrag zum heutigen Stand der Forschung im Bereich des hausgemeinschaftlichen Wohnens im Alter.

Literatur

Andrews, G. J. et al. (2007): Geographical Gerontology: The constitution of a discipline. *Social Science & Medicine*, Vol. 65, pp. 151-168.

BAG (Bundesamt für Gesundheit) (2013): Gesundheit2020. Die gesundheitspolitischen Prioritäten des Bundesrates.

<http://www.bag.admin.ch/gesundheit2020/index.html?lang=de&download=NHZLpZeg7t,lnp6lONTU042l2Z6ln1acy4Zn4Z2qZpnO2Yuq2Z6gpJCLdIF4gWym162epYbg2c_JjKbNoKSn6A-->
(Zugriff: 29.08.2013).

Bamford, G. (2005): Cohousing for older people: housing innovation in the Netherlands and Denmark. *Australasian Journal on Ageing*, Vol. 24(1), pp. 44-46.

Bargagna, M. (2012): „Es fehlen Alterswohnungen“. In: *St.Galler Tagblatt*, 18.07.2012, p. 29.

Behrens, M. & A. Brümmer (1997): Selbstinitiierte Hausgemeinschaft - eine Antwort auf gesellschaftliche Veränderungen? Kuratorium Deutsche Altershilfe, Köln.

BFS (Bundesamt für Statistik) (2008): BFS Aktuell. Haushaltsszenarien. Entwicklung der Privathaushalte zwischen 2005 und 2030.

<<http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/infothek/publ.Document.112519.pdf>>
(Zugriff: 18.12.2013).

BFS (Bundesamt für Statistik) (2009): Demografisches Porträt der Schweiz. Ausgabe 2009. <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/01/22/publ/portrait_dem/liste.Document.127584.pdf> (Zugriff: 26.01.2014).

BFS (Bundesamt für Statistik) (2010): Szenarien zur Bevölkerungsentwicklung der Schweiz 2010-2060. Bundesamt für Statistik, Neuchâtel.

BFS (Bundesamt für Statistik) (2012): Schätzungen zur Bevölkerung der Schweiz 2012. 8 Millionen Einwohnerinnen und Einwohner in der Schweiz. Medienmitteilung vom 02.08.2012. <<http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/news/medienmitteilungen.Document.162346.pdf>> (Zugriff: 16.07.2013).

BFS (Bundesamt für Statistik) (2013a): Bevölkerungsbewegung - Indikatoren. Lebenserwartung. <<http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/01/06/blank/key/04/04.html>> (Zugriff: 16.07.2013).

BFS (Bundesamt für Statistik) (2013b): Zukünftige Bevölkerungsentwicklung - Daten, Indikatoren - Schweiz Szenarien. Das Wichtigste in Kürze. <<http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/01/03/blank/key/intro.html>> (Zugriff: 10.12.2013).

BFS (Bundesamt für Statistik) (2013c): Anhaltendes Wachstum der Bauinvestitionen. Bauinvestitionen in der Schweiz 2012. Medienmitteilung, 29.11.2013. <<http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/news/medienmitteilungen.Document.173831.pdf>> (Zugriff: 23.01.2014).

Bogner, A. & W. Menz (2009): Das theoriegenerierende Experteninterview. Erkenntnisinteresse, Wissensformen, Interaktion. In: Bogner, A.; Litting, B. & W. Menz [Hrsg.]: Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendungsfelder, pp. 61-98. 3. Auflage. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.

Bohn, F. (2008): Lebensgerechtes Bauen. In: Huber, A. [Hrsg.]: Neues Wohnen in der zweiten Lebenshälfte, pp. 173-187. Birkhäuser, Basel.

Bohn, F. (2010): Altersgerechte Wohnbauten. Planungsrichtlinien. In: Schweizerische Fachstelle für behindertengerechtes Bauen [Hrsg.]: Sammelordner «hindernisfrei-bauen.ch».
<http://www.hindernisfrei-bauen.ch/beitrag/93_PDF_Planungsrichtlinien_V13.pdf>
(Zugriff: 16.12.2013).

BSV (Bundesamt für Sozialversicherungen) (2013): Altersvorsorge 2020. Die Altersvorsorge für die nächsten Generationen sichern.
<http://www.bsv.admin.ch/altersvorsorge_2020/index.html?lang=de>
(Stand: 29.07.2013; Zugriff: 29.08.2013).

Buckner, L. et al. (2013): The Impact of Demographic Change on the Infrastructure for Housing, Health and Social Care in the North of England. Applied Spatial Analysis and Policy, Vol. 6(2), pp. 123-142.

Cannuscio, C.; Block, J. & I. Kawachi (2003): Social Capital and Successful Aging: The Role of Senior Housing. In: Annals of Internal Medicine, Vol. 139(5), pp. 395-399.

Chiodelli, F. & V. Baglione (2013): Living together privately: for a cautious reading of cohousing. Urban Research & Practice (published online).
<<http://dx.doi.org/10.1080/17535069.2013.827905>> (Zugriff: 19.01.2014).

Choi, J. S. (2004): Evaluation of community planning and life of senior cohousing projects in northern European countries. European Planning Studies, Vol. 12(8), pp. 1189-1216.

Cresswell, T. (2009): Place. In: Kitchin, R. & N. Thrift [eds.]: International Encyclopedia of Human Geography, pp. 169-177. Elsevier Science, Oxford.
<<http://dx.doi.org/10.1016/B978-008044910-4.00310-2>> (Zugriff: 21.12.2013).

Durrett, C. (2009): The Senior Cohousing Handbook: A Community Approach to Independent Living. 2nd edition, New Society Publishers, Gabriola Island.

Durrett, C. & K. McCamant (2011): Creating Cohousing: Building Sustainable Communities. New Society Publishers, Gabriola Island.

Flick, U. et al. (1995): Handbuch qualitative Sozialforschung. 3. Auflage, Beltz, Psychologie Verlags Union, Weinheim.

Flick, U. (2005): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg.

Flick, U. (2007): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg.

- Flick, U. (2009):** An Introduction to Qualitative Research. 4th edition, SAGE, London.
- Foote, K. E. & M. Azaryahu (2009):** Sense of Place. In: Kitchin, R. & N. Thrift [eds.]: International Encyclopedia of Human Geography, pp. 180-184. Elsevier Science, Oxford.
<<http://dx.doi.org/10.1016/B978-008044910-4.00998-6>> (Zugriff: 21.12.2013).
- Frick, K.; Froböse, F. & D. Gürtler (2013):** Die Gesellschaft des langen Lebens - Zur Zukunft von Altern, Wohnen, Pflegen. Senesuisse & Gottlieb Duttweiler Institute (GDI), Bern; Rüslikon/Zürich. Auch auf: <<http://www.gdi.ch/de/Think-Tank/Studien/Product-Detail/137>> (Zugriff: 13.12.2013).
- Glass, A. P. (2013):** Lessons Learned From a New Elder Cohousing Community. Journal of Housing for the Elderly, Vol. 27(4), pp. 348-368.
- Glass, A. P. & R. S. Vander Plaats (2013):** A conceptual model for aging better together intentionally. Journal of Aging Studies, Vol. 27(4), pp. 428-442.
- Hanak, M. (2006):** Fokus: Wohnen im Alter. In: Bundesamt für Wohnungswesen (BWO) [Hrsg.]: Siedlungswesen Schweiz. Raumentwicklung und Wohnungswesen. Schriftenreihe Wohnungswesen, Vol. 78, p. 50, Grenchen.
- Helfferrich, C. (2011):** Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. 4. Auflage, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Holthuisen, A.; Homann, B. & D. Benz (2007):** „Die Babyboomer müssen schauen, wo sie bleiben“. In: Beobachter, Vol. 25, 05.12.2007.
<http://www.beobachter.ch/archiv/inhaltsverzeichnisse/artikel/wohnen-im-alter_die-babyboomer-muessen-schauen-wo-sie-bleiben/> (Zugriff: 20.02.2013).
- Höpflinger, F. (2009):** Age Report 2009. Einblicke und Ausblicke zum Wohnen im Alter. Seismo, Zürich.
- Höpflinger, F. (2010):** Vorwort. In: Schweizerische Fachstelle für behindertengerechtes Bauen [Hrsg.]: Altersgerechte Wohnbauten. Planungsrichtlinien. Sammelordner «hindernisfrei-bauen.ch», p. 3.
<http://www.hindernisfrei-bauen.ch/beitrag/93_PDF_Planungsrichtlinien_V13.pdf> (Zugriff: 16.12.2013).
- Höpflinger, F. (2012):** Für eine selbständige zweite Lebenshälfte. TEC21, Vol. 13, pp. 22-26.
- Huber, A.; Hugentobler, M. & R. Walthert-Galli (2008):** Neue Wohnmodelle in der Praxis. In: Huber, A. [Hrsg.]: Neues Wohnen in der zweiten Lebenshälfte, pp. 77-171. Birkhäuser, Basel.
- IPK (Institut für Populäre Kulturen Universität Zürich) (2012):** Merkblatt zum Transkribieren. <http://www.ipk.uzh.ch/Studium/informationen/merkblaetter/Transkript_Aug_12.pdf> (Zugriff: 23.07.2013).
- Jann, A. (2012):** Die Age-Wohn-Matrix. Wohnvielfalt stärken, Begriffsvielfalt bändigen. In: Age Stiftung [Hrsg.]: Age Dossier 2012: Wohnen im Alter: gestern - heute - morgen, pp. 30-35.
<http://www.age-stiftung.ch/fileadmin/user_upload/PDF/AgeDossier2012.pdf> (Zugriff: 26.01.2014).

Kaspar, H. & U. Müller-Böker (2006): Data protection in qualitative research. In: Backhaus, N. & U. Müller-Böker [Hrsg.]: Gesellschaft und Raum - Konzepte und Kategorien. Schriftenreihe Humangeographie, Vol. 22, pp. 125-142, Zürich.

Kircher, N. (2012): „Schlichtweg zu viele Senioren“. In: Sonntags Zeitung, 16.12.2012, p. 17.

Kramer, C. & C. Pfaffenbach (o.J.): Auswirkungen des demographischen Wandels und neuer Lebenskonzepte für das Alter auf die Raumstrukturen einer Grossstadtregion am Beispiel von München (laufendes Projekt). <http://www.ifgg.kit.edu/2026_1133.php> (Stand: 09.10.2012; Zugriff: 16.12.2013).

Lawrence, A. R. & A. R. Schiller Schigelone (2002): Reciprocity Beyond Dyadic Relationships: Aging-Related Communal Coping. Research on Aging, Vol. 24(6), pp. 684-704.

Manz, E. (2012): „Genossenschaft für den Lebensabend“. In: Tages-Anzeiger, 24.12.2012, p. 17.

Mattisek, A.; Pfaffenbach, C. & P. Reuber (2013): Methoden der empirischen Humangeographie. Das Geographische Seminar. Westermann, Braunschweig.

McHugh, K. E. (2007): Generational Consciousness and Retirement Communities. Population, Space and Place, Vol. 13, pp. 293-306.

Otto, U. et al. (2012): Im spät gewählten Zuhause wohnen bleiben können bis zuletzt. In: Pohlmann, S. [Hrsg.]: Altern mit Zukunft, pp. 177-197. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.

Otto, U. (2013): Gemeinschaftliches Wohnen: neues F+E-Projekt. IfsaBlog (Blog des Instituts für Soziale Arbeit der FHS St.Gallen), 21.06.2013. <<http://www.ifs.ch/3851>> (Zugriff: 19.01.2014).

Peter, A. (2009): Perspektiven der raumbezogenen Altersforschung infolge des demographischen Wandels. In: Peter, A. [Hrsg.]: Stadtquartiere auf Zeit. Lebensqualität im Alter in schrumpfenden Städten, pp. 221-224. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.

Pichler, B. (2010): Aktuelle Altersbilder: „junge Alte“ und „alte Alte“. In: Aner, K. & U. Karl [Hrsg.]: Handbuch Soziale Arbeit und Alter, pp. 415-425. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.

Planer, K. (2010): Haus- und Wohngemeinschaften. Neue Pflegekonzepte für innovative Versorgungsformen. Hans Huber, Bern.

Pynoos, J.; Nishita, C. M. & H. Kendig (2007): Housing. In: Encyclopedia of Gerontology, Second Edition, pp. 709-719.

Rothfuss, E. & T. Dörfler (2013): Prolog - Raumbezogene Qualitative Sozialforschung. Konzeptionelle Überlegungen zwischen Geographie und Soziologie. In: Rothfuss, E. & T. Dörfler [Hrsg.]: Raumbezogene qualitative Sozialforschung, pp. 7-31, Springer Fachmedien, Wiesbaden.

Saup, W. (2007): Hausgemeinschaften - ein Wohnmodell für die Generation 50plus. In: Age Stiftung (Hrsg.): Themenheft 2007, Wohnmodell Hausgemeinschaft, pp. 22-25. <http://www.age-stiftung.ch/uploads/media/age_themenheft_2007_01.pdf> (Zugriff: 20.05.2013).

Scharlach, A. E. & A. J. Lehning (2013): Ageing-friendly communities and social inclusion in the United States of America. *Ageing & Society*, Vol. 33, pp. 110-136.

Schneider-Sliwa, R. (2004): Städtische Umwelt im Alter: Präferenzen älterer Menschen zum altersgerechten Wohnen, zur Wohnumfeld- und Quartiersgestaltung in Basel. *Geographica Helvetica*, Vol. 59, pp. 300-312.

Schnur, O. & I. Markus (2010): Quartiersentwicklung 2030: Akteure, Einflussfaktoren und Zukunftstrends - Ergebnisse einer Delphi-Studie. *Raumforschung und Raumordnung*, Vol. 68(3), pp. 181-194.

Schwanen, T.; Hardill, I. & S. Lucas (2012a): Spatialities of ageing: The co-construction and co-evolution of old age and space. *Geoforum*, Vol. 43, pp. 1291-1295.

Schwanen, T.; Banister, D. & A. Bowling (2012b): Independence and mobility in later life. *Geoforum*, Vol. 43, pp. 1313-1322.

Seifert, A. & J. Zimmerli (2012): Wohnen ältere Menschen (wo)anders? Sozialräumliche Aspekte des Wohnens in Stadt und Kanton Zürich. Vorlesungsreihe „Wohn- und Lebensformen im Alter(n)“, Frühjahrssemester 2012, 04.04.2012.

<http://www.zfg.uzh.ch/static/2012/seifert_zimmerli_sozialraum_2012.pdf>

(Zugriff: 06.11.2013).

Seifert, A. & H. R. Schelling (2013): „Im Alter ziehe ich (nie und nimmer) ins Altersheim“: Motive und Einstellungen zum Altersheim. *Zürcher Schriften zur Gerontologie*, Vol. 11. Universität Zürich, Zentrum für Gerontologie, Zürich.

Strauss, A. & J. Corbin (1990). *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Beltz, Psychologie Verlags Union, Weinheim.

Thomas, W. H. & J. M. Blanchard (2009): Moving Beyond Place: Aging in Community. *American Society on Aging*, Vol. 33(2), pp. 12-17.

Thomas, G. (2012): Individuelle Wohnformen. In: Kleiner, G. [Hrsg.]: *Alter(n) bewegt. Perspektiven der Sozialen Arbeit auf Lebenslagen und Lebenswelten*, pp. 205-227. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.

Tyvimaa, T. (2011): Social and physical environments in senior communities: the Finnish experience. *International Journal of Housing Markets and Analysis* Vol. 4(3), pp. 197-209.

Valentine, G. (2001): *Social Geographies: Space and Society*. Pearson Education, Harlow.

Voges, W. & M. Zinke (2010): Wohnen im Alter. In: Aner, K. & U. Karl [Hrsg.]: *Handbuch Soziale Arbeit und Alter*, pp. 301-308. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.

Wanner, P. et al. (2005): Eidgenössische Volkszählung 2000. Alter und Generationen. Das Leben in der Schweiz ab 50 Jahren.

<http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/dienstleistungen/publikationen_statistik/publikationskatalog.Document.50755.pdf> (Zugriff: 10.12.2013).

Weiss, K. (2012): Verborgene Innovationen. In: Age Stiftung [Hrsg.]: Age Dossier 2012: Wohnen im Alter: gestern - heute - morgen, pp. 16-21.

<http://www.age-stiftung.ch/fileadmin/user_upload/PDF/AgeDossier2012.pdf>

(Zugriff: 26.01.2014).

Werlen, B. (2010a): Gesellschaftliche Räumlichkeit 1: Orte der Geographie. Franz Steiner Verlag, Stuttgart.

Werlen, B. (2010b): Gesellschaftliche Räumlichkeit 2: Konstruktion geographischer Wirklichkeiten. Franz Steiner Verlag, Stuttgart.

Whittington, F. J. (2009): Geographical Gerontology: New Contributions and Spaces for Development. *The Gerontologist*, Vol. 49(3), pp. 440-444.

Widmer, T. & P. Koch (2013): „Bürgerinitiierte Bauvorhaben als Chance für Alterswohnpolitik“. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 28.02.2013, p. 23.

Widmer, T.; Koch, P. & F. Strebel (2013): Die Rolle von Gemeinden bei bürgerinitiierten Alterswohnprojekten. Schlussbericht vom 23. Juli 2012 zuhanden der Age Stiftung. Zürcher Politik - und Evaluationsstudien Nr. 10. Zürich, Institut für Politikwissenschaft.

<http://www.agestiftung.ch/fileadmin/user_upload/Bilder/Fokusthema_Gemeinden/Schlussbericht_Gemeinden_ZPES.pdf> (Zugriff: 22.04.2013).

Wiles, J. (2005): Conceptualizing place in the care of older people: the contributions of geographical gerontology. *International Journal of Older People Nursing in association with Journal of Clinical Nursing*, Vol. 14(8b), pp. 100-108.

Wiles, J. L. et al. (2009): Older people and their social spaces: A study of well-being and attachment to place in Aotearoa New Zealand. In: *Social Science & Medicine*, Vol. 68(4), pp. 664-671.

Witzel, A. (2000): Das problemzentrierte Interview. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, Vol. 1(1), Art. 22.

<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/download/1132/2520>>

(Zugriff: 09.12.2013).

Ziegler, F. & T. Schwanen (2011): 'I like to go out to be energised by different people': an exploratory analysis of mobility and wellbeing in later life. *Ageing & Society* 31, pp. 758-781.

Zimmerli, J. & P. Vogel (2012): Wohnbedürfnisse und Wohnmobilität im Alter - Heute und in Zukunft. Die Babyboomer und ältere Generation im Fokus.

<http://www.zimraum.ch/file_download/11/2012-bericht-wohnmobilitaet.pdf>

(Zugriff: 10.12.2013).

Zimmermann-Sloutskis, D.; Moreau-Gruet, F. & E. Zimmermann (2012): Comparaison de la qualité de vie des personnes âgées vivant à domicile ou en institution. OBSAN Rapport 54, Observatoire suisse de la santé (OBSAN), Neuchâtel. <<http://dx.doi.org/10.4126/38m-005166086>> (Zugriff: 17.12.2013).

Anhang 1: Interviewleitfaden

Leitfrage	Stichworte - Hilfestellung	Konkrete Fragen - ausformuliert, an passender Stelle fragen	Aufrechterhaltung Gespräch
<u>Teil I</u> (Einstieg und Motivation) Als Einstieg, erzählen Sie, wie Sie zu dieser HG gekommen sind.	<i>Wie kam es dazu, dass Sie sich für die HG entschieden haben?</i>	<i>Wie hat es sich ergeben, dass Sie diese Wohnform ausgesucht haben?</i> <i>Wieso haben Sie sich entschieden hier zu wohnen?</i>	nonverbal Und dann, wie ging es weiter?
	Erster Kontakt, Information im Voraus, Treffen, Veranstaltungen, Freunde..., frühere Wohnform, Beweggründe, Reaktion Umfeld, Familie	<i>Was wären für Sie die Alternativen zum Wohnen hier in der HG gewesen?</i>	Können Sie dazu noch etwas mehr erzählen? ...
Was für Erwartungen an das Wohnen hier hatten Sie, als Sie sich damals dafür entschieden haben?		<i>Was für Aspekte waren für Sie ausschlaggebend, um hier zu wohnen?</i>	...
Was für Bedenken hatten Sie damals?		<i>Was war Ihnen wichtig - auf was haben Sie besonders geachtet?</i> <i>Als Sie eingezogen sind, wie sahen Ihre längerfristigen Pläne aus?</i>	
<u>Teil II</u> (Organisation und Gemeinschaft) Wie würden Sie einem Aussenstehenden, der noch nie von einer solchen Wohnmöglichkeit gehört hat, Ihre jetzige Wohnsituation beschreiben?	selbstbestimmt, organisiert, gemeinschaftlich, Wohnen im Alter...	<i>Wie sieht Ihre persönliche Vorstellung vom Älterwerden aus?</i> <i>Für was für Leute eignet sich das Wohnen in so einer Form?</i> <i>Was sind das für Leute (Charakteren), die hier wohnen?</i> <i>Was denken Sie, muss man für ein Typ Mensch sein, um in einer HG wohnen zu können?</i> <i>Als was für einen Typ würden Sie sich selber beschreiben?</i> <i>Wie empfinden Sie das Zusammenleben?</i>	...

Wie hat sich Ihrer Einschätzung nach das Zusammenleben in der HG entwickelt seit Sie dabei sind?

Wie wichtig ist Ihnen der Kontakt zu den Anderen im Haus?

Wie würden Sie die Beziehungen beschreiben, die Sie zu den Andern in der HG haben?

Wie ist momentan die Atmosphäre im Haus?

Was ist Ihre Aufgabe hier im Haus?

Wie kam es dazu?

Wie Zufrieden sind Sie mit der Art und Weise wie die Organisation im Haus abläuft?

Gibt es Sachen, die Sie an der Organisation der HG gerne ändern würden?

Wie sieht ein typischer Tagesablauf für Sie aus?

Gemeinschaftsraum,
Hobbyraum

Wie nutzen Sie die gemeinschaftlichen Räume?

Wie finden Sie die Möglichkeit von den gemeinschaftlichen Räumen?

Inwiefern, denken Sie, ist die HG anders als die Nachbarschaft in einer normalen Miet-/ Eigentumswohnung?

Wie gestaltet sich Ihr Kontakt zur umliegenden Nachbarschaft ausserhalb der HG?

Gab es schon Situationen, die Sie erlebt haben und froh waren, in einer HG anstatt nur in einer „normalen“ Nachbarschaft zu wohnen?

Was für ein Stellenwert hat für Sie die HG verglichen mit sonstigen Freundschaften, Beziehungen, Familie?

Können Sie dazu noch etwas mehr erzählen?

Wie gefällt Ihnen die Umgebung?

Wie zufrieden sind Sie mit Ihrer Wohnsituation?

Teil III (Rück-und Ausblick)

Wir sind zu Beginn auf Ihre Erwartungen zu sprechen gekommen, die Sie ganz am Anfang an das Wohnen hier hatten.

Inwiefern haben sie sich erfüllt?

Gibt es etwas, was Sie persönlich mitgenommen / gelernt haben?

Wie sieht Ihre längerfristige Zukunft aus?

Haben wir etwas vergessen, was Sie gern noch ansprechen würden?

Würden Sie etwas anders machen, wenn Sie sich - jetzt rückblickend - nochmals für das Wohnen in einer HG entscheiden?

Inwiefern?

Was würden Sie einer Person mit auf den Weg geben, die sich mit dem Thema Alter und Wohnen auseinandersetzt und die sich für das Wohnen und Leben in einer HG interessiert?

...

Was erhoffen Sie sich für das weitere Zusammenleben in der HG?

Wie und wo möchten Sie in Zukunft leben?

Gerne Zeit nehmen zum Überlegen währenddessen ich Unterlagen durchsehe

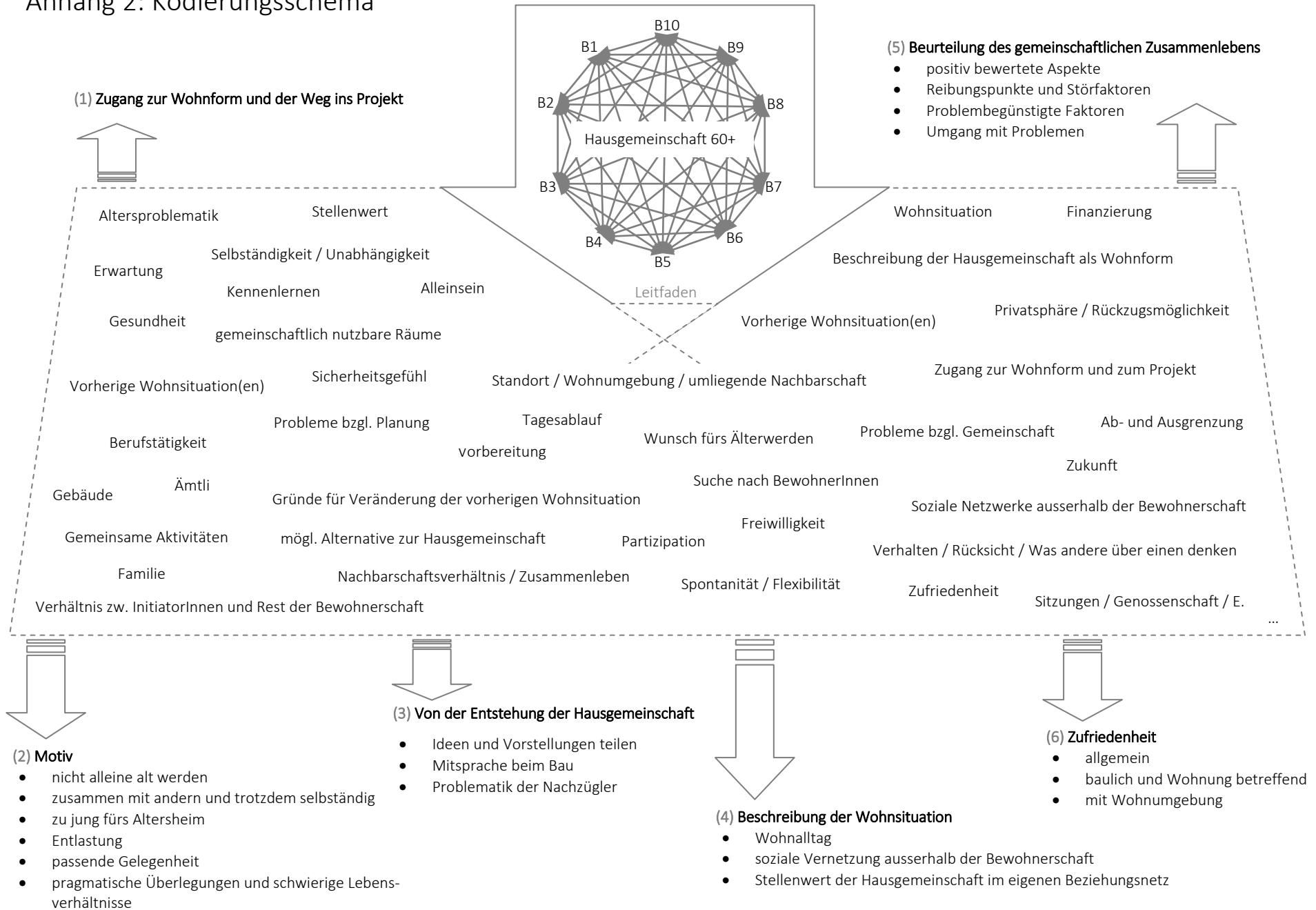
Abkürzung

HG = Hausgemeinschaft

Literatur

Helferich, C. (2011): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews, pp. 178-192. 4. Auflage, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.

Anhang 2: Kodierungsschema



Anhang 3: Persönliche Erklärung

Ich erkläre hiermit, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig verfasst und die den verwendeten Quellen wörtlich oder inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe.

Ort, Datum, Unterschrift